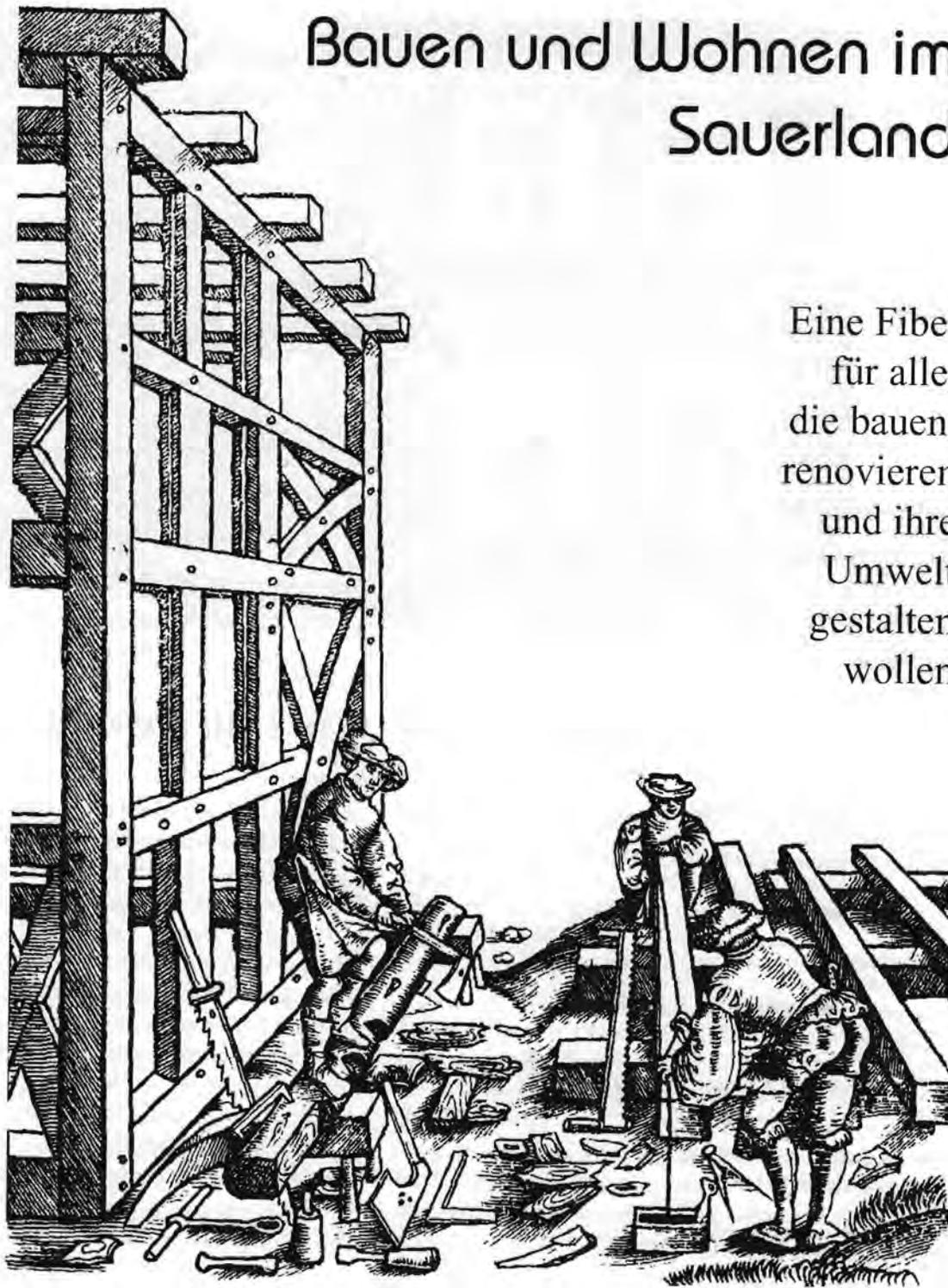


Bauen und Wohnen im Sauerland

**Eine Fibel
für alle,
die bauen,
renovieren
und ihre
Umwelt
gestalten
wollen**

Bauen und Wohnen im Sauerland

Eine Fibel
für alle,
die bauen,
renovieren
und ihre
Umwelt
gestalten
wollen



Impressum

Bauen und Wohnen im Sauerland – Eine Fibel für alle,
die bauen, renovieren und ihre Umwelt gestalten wollen

Herausgegeben vom Kreisheimatbund Olpe e.V.
in Zusammenarbeit mit dem Sauerländer Heimatbund.

Mit freundlicher Unterstützung durch die Sparkassen im Kreis Olpe
und im Hochsauerlandkreis.

Text und Fotos: Prof. Dr. Hubertus Halbfas
in Verbindung mit
Ltd. Kreisbaudirektor Heinz-Gerd Kraft

Gesamtherstellung: AY-Verlag, Olpe

Bildquellen: Luftbilder: AY-Luftbildarchiv, Olpe.
Straße in Züschen (S. 34): Westfälisches
Amt für Denkmalpflege, Münster.
Saalhausen um 1935 (S. 35): Kreisarchiv
Olpe.
Straßenraum (S. 49 oben): Dieter Wieland,
Upfing.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch aus-
zugsweise, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Geschäftsstelle des Kreisheimatbundes Olpe e.V.:
Landrat Josef Schrage-Platz/Danziger Str. 2
57462 Olpe, Tel.: 02761 / 81-593



Beide Hausteile sind gleich alt und hatten einmal gleiches Aussehen. Nun ist die eine Hälfte verpfuscht. Rechts bewahren die alten Fenster der Fassade noch ihren Charakter. Links läßt sich schon nicht mehr von Fenstern sprechen; geblieben sind nur Ausschnitte, denen jeder Rahmen und alle Proportionen fehlen. Die geschieferte Wand zeigt eine lebendige Gliederung, während das tote Kunststoffmaterial und dessen liebloses Verlegemuster die Sterilität dieser kaputtrenovierten Fassade verstärkt.

Hier geht es um die Kunst, sehen zu lernen!

„Man sieht oft etwas hundertmal, tausendmal, ehe man es zum allererstenmal wirklich sieht“, hat Christian Morgenstern gesagt. Und zu ergänzen wäre: Vieles, allzu vieles, sehen wir ein Leben lang nur mit stumpfen Augen. Um wirklich sehen zu können, muß die tägliche Gewöhnung durchbrochen werden, sind Vergleiche wichtig, ein bewußtes Wahrnehmen. Vor allem aber: Vieles sehen wir nur, wenn wir entsprechendes Wissen haben. Das gilt für das Betrachten von Bildern, für das Lesen alter Texte, es gilt auch für die Wahrnehmung der eigenen Welt. Zwar kennt jeder das Haus, in dem er wohnt, auch dessen Nachbarschaft und Umgebung, aber was weiß er von der Zeit, aus der es stammt, von dem Stil, in dem es

einmal geplant und gebaut wurde? Und welches Wissen hat er von der Herkunft und Geschichte der benachbarten Häuser, von Straße und Dorf? Je mehr wir das eine mit dem andern verbinden können, um so mehr sehen wir.

Viele gehen geschichtslos durch die Welt. Angenommen, die Großeltern, gar Menschen vergangener Jahrhunderte, könnten uns begleiten: Mit welchen Augen würden sie unsere heutigen Dörfer sehen? Worauf würden sie uns aufmerksam machen? Manche Veränderung fände ihre Bewunderung, manche aber auch ihr Unverständnis und ihre Kritik. Könnten sie noch den Zusammenhang zwischen einst und heute wahrnehmen, oder lautete ihr Urteil: Das

Dorf hat seinen Charakter verloren? Die Straße wurde zur Rennpiste, man kann dort nicht mehr sitzen!

Oder würden sie sagen: Was ihr renoviert und neu dazu gebaut habt, bekam ein fremdes, unpersönliches Gesicht. Und was habt ihr mit den alten schönen Bäumen gemacht? Mit den Hecken, dem Holunder, den versteckten Winkeln und schattigen Wegen?

Noch seltener richtet sich der Blick auf die Welt, die wir unseren Kindeskindern hinterlassen. Werden sie noch Dörfer sehen mit einem gewachsenen, unzerstörten Charakter, oder bleibt ihnen nur noch eine Mischung aus kaputtrenovierter Substanz und dorffremder Allerweltsarchitektur? Tatsächlich gibt es eine reale Heimatvertreibung durch falsches Bauen: Wenn man in eine intakte Landschaft unsensibel einen Gewerbebetrieb setzt, einen Großmarkt nackt in ein Wiesental stellt, dem Verkehr noch mehr Straßen opfert, so daß die Zonen der Stille und des ungestörten Lebens immer kleiner werden, entsteht dadurch nicht

mehr sondern weniger Lebensqualität. Natürlich brauchen wir Fabriken, Märkte, Straßen, aber sie sollen der Landschaft gerecht werden, sie nicht zerstören. Auch Zweckbauten müssen nicht häßlich sein.

Diese Schrift möchte die Augen öffnen für die gebaute Welt, in der wir leben, und die wir durch eigene Blindheit oft unnötig belasten. Sie wendet sich nicht nur an solche, die das eigene Haus renovieren oder ein neues bauen wollen, sondern auch an die vielen, die von sich glauben, daß sie keinen Einfluß auf die Veränderung ihrer Umgebung haben. Je mehr Bürger einen wachen, kritischen Sinn für alles Geschehen ringsum gewinnen, desto leichter ist es, das Gesicht unserer Heimat zu bewahren. Alle, die sich um die Entwicklung ihrer Dörfer Gedanken machen, sich am Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ beteiligen, die in kommunalen Entscheidungsgremien sitzen oder durch ihre Vereinsarbeit in die Öffentlichkeit hinein wirken, sind gebeten, der Verbreitung und Beachtung dieser Schrift zu dienen.

Das Ganze und das Detail müssen zusammen stimmen. Aber wer sieht noch das Ganze und das Detail? Manche Häuser hätten ihre alte Tür nie verloren und gewiß nicht auf ihre zweiflügeligen Fenster verzichtet, wenn es immer ein Auge für deren Schönheit gegeben hätte.





Das Haus und seine Gestaltung

Nicht jeder baut ein Haus. Viele wohnen in Häusern, die vor fünfzig, hundert oder mehreren hundert Jahren gebaut worden sind. Manchmal hat jede Generation etwas verändert, meistens zu ihrem Nachteil. Einem Haus die ursprüngliche Gestalt wiederzugeben, verlangt großen Sachverstand.

Manch einer hat selbst ein Haus gebaut. Vielleicht vor zehn, zwanzig, dreißig Jahren. Inzwischen sieht er es mit anderen Augen und würde gerne einiges verbessern. Was läßt sich tun?

Und wieder andere wollen erst bauen. Das ist eine Aufgabe, für die keine Schule gerüstet hat, obwohl doch jedes Haus die Welt verändert: Die Nachbarschaft, die Straße, das Dorf werden betroffen: mal bereichernd, mal belastend. Wie muß ein Haus aussehen, damit es zum Dorf paßt?

Einerlei nun, ob es um alte, neuere oder erst noch zu entwerfende Häuser geht, für alle gibt es Maßstäbe, die jeder Hausbesitzer bedenken sollte. Die folgenden Seiten illustrieren diese Maßstäbe Schritt für Schritt.

Oben links beginnt ein Stilbruch bei den Fenstern. – Das klassizistische Haus daneben zeigt sich noch in ursprünglicher Harmonie. – Das kleine Haus aus den 50er Jahren erfuhr mehrfachen Wandel. Anbau, Balkonvorbau, Dachausbau und eine immer wieder andere Materialwahl haben es verdorben. – Die Häuser der Neuzeit harmonisieren miteinander in Höhe, Dachneigung, weißer Wand, gemeinsamer Ufergestaltung. Bricht jemand aus der Reihe, zerfällt die Harmonie.

Viele Bausünden stehen unter der Parole „pflegeleicht“. In den vergangenen Jahrzehnten sind unzählige Fachwerkwände hinter Kunststoffplatten versteckt worden, um „endlich Ruhe“ zu bekommen. Man möchte eine weiß geschleimte Wand nicht länger unterhalten, selbst wenn der Aufwand gering ist; also wählt man Klinkersteine oder gar Imitate. Nun stehen sie da, die gefliesten, verklinkerten, verkleideten Wände, schmutzabweisend und abspülbar, aber ohne den Reiz und die Würde, die natürlich alternde Materialien auszeichnen.



Die Materialwahl

Gute Architektur ist an die Auswahl nur weniger, miteinander harmonisierender Baumaterialien gebunden. Durchweg haben sauerländische Häuser helle Wände. Neben schwarzweißem Fachwerk wirken farbige oder verklinkerte Fassaden störend. Klinkersteine gehören ins Münsterland, dem Sauerland sind sie fremd. Gewöhnlich wünscht der Bauherr aber ein „pflegeleichtes“ Haus und läßt sich dann Materialien anraten, die das Ortsbild belasten. Hier soll nicht einmal von Quaderplatten, Kunststoffen oder Keramikfliesen die Rede sein. Selbst helle, gar weiße Steine, dunkel verfugt, wirken störend. Wer zweischalig mauern will, mit einer schlichten Putzwand aber nicht zufrieden ist, kann immerhin Kalksandstein wählen und die Wand anschließend weiß einschleimen. Solche Wände haben eine lebendige Struktur und vertragen sich gut mit älterer Architektur.

Die Häuser im Dorf sollten trotz aller lebendigen Vielfalt durch bestimmte Merkmale als zusammengehörig erkennbar sein. Neben ihren Proportionen und Dachformen bestimmt am meisten die Auswahl der Baumaterialien diese Einheitlichkeit. Historisch gewachsene Orte beschränken sich auf nur etwa sechs bodenständige Werkstoffe. Demgegenüber führt das breite Angebot heutiger Baumärkte zur Zerstörung der wohltuenden Einheitlichkeit. Manchmal überwuchern regelrechte Baustoffsammlungen selbst kleine Anwesen (vgl. S. 5, 8, 43).



Selbst dem ungeübten Blick wird die Spannung deutlich: Beide Häuser waren einmal von gleicher Bauart. Jetzt zeigt sich das untere teuer renoviert: Es bekam eine starre Maske übergezogen, eine Isolierpackung aus einem Material, mit der es sich zugleich aus dem Dorfsammenhang ausgliedert. Fenster und Tür sind nur noch aus der Fläche gestanzte Löcher. Die überflüssige Mauer verstärkt den distanzierenden Eindruck dieses Hauses: Alle Signale wirken abweisend, monoton und leblos.

Der Haussockel

Alle unsere Fachwerkhäuser stehen auf einem Sockel. Er gehört meistens zum Kellerbereich und bildet die tragende Wand für die Fachwerkkonstruktion. Bisweilen ist er gegen einen Hang hin auch geschoßhoch ausgeführt und entweder weiß gekälkt oder anthrazitfarben gehalten, damit er sich den Fachwerkwänden unterordnet.

Häuser einer späteren Zeit zeigen oft Sockel aus hammerrechten Bruchsteinen; über dieser erdnahen Zone hebt sich eine hell verputzte Wand ab. In jüngerer Zeit aber findet man immer häufiger Sockel, die mit Klinkerriemchen oder gar keramischen Fliesen verkleidet wurden. Dadurch erfährt das Haus eine erhebliche Störung. Klinkersteine passen nicht in den Zusammenhang; sie sind der Natur fremd und wirken unruhig. Das Ortsbild wird umso empfindlicher gestört, je höher verklinkerte Sockel reichen. Manchmal verderben

solche Häuser ein sonst ansprechendes Straßenbild.

Anlaß für derartige „Modernisierungen“ ist meistens der Wunsch nach „Pflegeleichtigkeit“. Man wählt Kunststoffe, um in Zukunft von Pflegeanstrichen verschont zu bleiben. „Dann habe ich Ruhe“, heißt es. Doch immer wird übersehen, daß auch solche Materialien altern. Während Naturstoffe Patina bekommen und dadurch einen zusätzlichen Reiz, werden Kunstprodukte durch ihr Altern nur häßlich, sehen verbraucht aus und können nicht aufgefrischt werden.

Statt der problematischen Klinker empfehlen sich imprägnierende und zugleich atmungsaktive Anstriche, zumal Klinker langfristig auch bautechnisch nicht befriedigen. Ließ Mauerfeuchtigkeit vorher den Putz bröckeln, so fallen die Klinker irgendwann ab, denn die Feuchte kommt von unten, also von innen, und dagegen schaffen „Verkleidungen“ keine Abhilfe. Verklinkerung ist in jüngerer Zeit die größte aller Verschlimmberungen.

Man mag gar nicht hinschauen, so unruhig und kalt ist dieser verklinkerte Haussockel. Die offene Treppe, die Diskrepanz der Materialien und Formen am Balkongitter, die Metalltür und die Fensterformate: Alles zusammen nahm einem ursprünglich ordentlichen Haus für viel Geld seine Würde.





Häuser säumen die Straßen. Sie prägen das Ortsbild und die Landschaft. Die Gestaltung der Hausfront ist darum niemals nur Privatsache: Sie ist Gestaltung des öffentlichen Raumes, freut oder ärgert viele Menschen. Einem Haus wie diesem hier zu begegnen, ist wohltuend, doch schon auf der nächsten Seite zeigt sich, zu welchem Unfug das Fachwerk auch verführt.

Die Fachwerkwand

In vergangenen Jahrhunderten wurden auf den Dörfern fast ausschließlich Fachwerkhäuser gebaut. Die Materialien (Holz, Weidengeflecht und Lehm) waren am leichtesten und billigsten zu haben. Besonders zu schützende Wände konnten eine Bretterverschalung oder eine Verschieferung erhalten. So leuchteten unsere Dörfer schwarzweiß in der Landschaft und boten ein ungestörtes harmonisches Bild.

Im letzten Jahrhundert sind viele Fachwerkhäuser unter Putzfassaden, hinter Schieferwänden oder Kunststoffverkleidungen versteckt worden. Am häßlichsten fallen die zugenagelten Wände mit steinimitierenden Bitumenplatten auf, aber auch die Verkleidungen mit Eternitplatten wirken kalt und tot und

nehmen dem Haus jeden Zauber. Hinzu kommt, daß bodenständige Fachwerkhäuser ihre Fenster mit weißen Rahmen in die dunklen Gefache einbinden, während heutige Wandverkleidungen die Fenster stumpf aussparen, so daß sie nun wie Löcher in eine leblose Wand geschnitten wirken.

In vielen Fällen wurden beim Verstecken des Fachwerks die bauphysikalischen Gesetze nicht beachtet. Oft ist die Atmungsaktivität des Holzes beeinträchtigt, so daß hinter der Wandverkleidung die Fäulnis beginnt.

Allen Besitzern von Fachwerkhäusern sei empfohlen, die heute noch versteckten Wände wieder freizulegen. Sie gewinnen dadurch ein freundliches, leuchtendes Haus und können dem Ortsbild keinen besseren Dienst erweisen. Sollten Gründe der Wärmedämmung

dagegen sprechen, so läßt sich diese heute auch von innen anbringen. Man braucht die hohen Werte moderner Wärmeschutzmaterialien aber nicht für alle Räume anzustreben, sondern kann auch durch eine gute Regeltechnik Energie einsparen. Im übrigen stecken im Fachwerk Wohnwerte und Wohnqualitäten, die schon viele Familien veranlaßt haben, eine Stadt- und Neubauwohnung gegen das Leben

in einem gepflegten Fachwerkhaus einzutauschen. Die Wertschätzung des Fachwerks zeigt sich allerdings auch in problematischer Gestalt. Immer häufiger findet man unechtes, nicht-konstruktives Fachwerk, das wie aufgenagelt oder aufgeklebt wirkt. Gegen ein modernes Ständerwerk ist nichts einzuwenden, aber eine Theaterarchitektur sollte vermieden werden.

Während die einen ihr Fachwerk hinter Dämmstoffen und Eternit verstecken, entwickeln die andern eine falsche Fachwerk-nostalgie. Ein solches Fachwerkhaus hat es weder im Sauerland noch sonstwo je gegeben: Weder stimmen hier die Dachneigung noch die dunklen Gesimse, erst recht nicht die Ausmauerung der Gefache mit unverputzten Steinen, nicht einmal die Farben und am wenigsten die ungegliederten, dunkel lasierten Fenster. Wer schon das Fachwerk liebt, tut gut daran, sich sorgfältig am Stil dieser Bauweise zu orientieren.



Die Vortäuschung falscher Tatsachen schafft nirgendwo Renommee, auch nicht durch aufgenagelte Fachwerk-Attrappen, abgesehen davon, daß Konstruktion und Proportionen hier nicht stimmen. Wer auf Fachwerkelemente zurückgreifen will, muß aufpassen, keine Baulügen zu produzieren.



Putz und Farbe

Neben dem Fachwerk und der Schieferwand ist heute das verputzte Haus in unseren Dörfern am häufigsten zu finden. Auch hier gilt es, genauer hinzusehen, um gute und problematische Lösungen zu unterscheiden.

Da finden sich „steinsichtig“ geputzte Wände an alten Bauten. Bei ihnen überzieht der Putz das Haus wie eine lebendige Haut. Licht und Schatten spielen auf der Wand, besonders schön im Streiflicht. Das Haus lebt.

Es gibt auch Putze, die angestrengt „alt“ wirken möchten. Sie sind meist grob und rauh, wie der Kellen- und der Mondsichelputz, und durchweg von einer gekünstelten Unordentlichkeit.

Für Rankgewächse (wie zum Beispiel Rosen) bieten sich Putzbauten besonders an. Solche Häuser strahlen Freundlichkeit aus. Für den Anstrich ist ein heller, ins Weiße tendierender Ton anzuraten. Eine farbliche Tönung muß zurückhaltend gewählt werden und darf nie den Blick auf die bauliche Umgebung und das Dorf verlieren.



Bei den meisten Häusern haben die Stukkateure die Konkurrenz mit Lineal und Geometrie aufgenommen, um mit Latte und Winkel das Haus so kantig und glatt zu putzen, als wäre es maschinell produziert worden. Wenn die Schminke dann zentimeterdick sitzt, die Kelle nachträglich aber noch rustikalen Charakter besorgen soll, wirkt es doppelt peinlich. Freihändig geputzte Kanten stehen dem alten Haus besser als jede Linie, die an der Richtleiste gezogen wurde. – Auf einen Kalkputz, der dem Zementputz vorzuziehen ist, gehört ein Kalkanstrich, damit die Wand atmen kann. Kalkfarben sind umweltverträglich und leuchten noch nach Jahrzehnten.

Hausfassaden mit dieser sorgfältigen Schablonendeckung gibt es seit dem 19. Jahrhundert.

Schablonendeckung verlangt einen gleichmäßig behauenen Stein, der jedoch in seinen unterschiedlichen Formen und Verlegemustern eine lebendige Flächenwirkung ermöglicht. Fenster und Haustür sind gut in die Wand eingebunden. Dem geübten Auge fallen die steifen Alu-Schlagläden auf, die ihrer schlechten Gliederung und leblosen Exaktheit wegen die Front beeinträchtigen.



Die Schieferwand

Ursprünglich gehörte zum Handwerk das freihändige Zuhauen der Steine an der Baustelle. Das wichtigste Kennzeichen der alten Dekkung bestand darin, daß sie frei von jedem Schematismus war. Die noch erhaltenen Beispiele früherer Jahrhunderte zeigen lebendige Verlegemuster, die nicht nach der Schnur gearbeitet wurden. Die immer gleichbleibende Form, die wir heute vorfinden, ist die Folge fertiggelieferter Schieferschablonensteine, die dem Dach wie der Wand etwas Mechanisch-Gleichmäßiges geben. Die alte Handwerksregel achtete hingegen darauf, daß die Steine in der Breite von sehr verschiedenen Abmessungen waren, und daß möglichst viele Gebinde mit den verschiedensten Steingrößen –

bei Verjüngung der Gebinde von der Traufe zum First hin – zusammengestellt werden konnten.

Für die Wandbeschieferung kamen nur kleinste Steine in Frage. Die Enden der Wand wurden ebenso wie am Dach mit Orten gebildet. Die Fenster faßten Links- und Rechtsorte ein. Wurden Dach und Wand ursprünglich gleichbehandelt, so traten gegen Ende des 18. Jahrhunderts bei der Wandbeschieferung Spielarten auf. Man gliederte die Wand, variierte die Formen und entwickelte verschiedenartige Verlegemuster. Voraussetzung dafür war das Aufkommen der Schablonendeckung, die im 19. Jahrhundert zugleich eine Schematisierung der Schieferdeckung einleitete.

Da die Wandbeschieferung dem Wetter nicht ebenso ausgeliefert ist wie das Dach, hält



Man müßte wissen, wie dieses Haus aussah, bevor man es umbaute und seine Fassade maskierte. Jetzt bietet es einen trostlosen Anblick. Die Größenverhältnisse der Fenster entsprechen nicht mehr der Wand; die aufrechtstehenden Formate oben, die quadratischen Formate unten zeugen von Willkür. Die Ein-Scheiben-Verglasung wirkt in der toten Wandfläche monoton. Das mechanistische Verlegemuster steigert die abstumpfende Wirkung.

sie ungleich länger. Während nach heutigem Urteil das beschieferte Dach eine Lebensdauer von etwa 50 bis 100 Jahren hat, je nach Qualität des Steins, der Sonnen- und Umweltbelastung, kann eine beschieferte Wand von mehrfacher Dauer sein.

Den Ruin handwerklicher Kunst brachte die Kunststeinplatte. Scharf und mechanisch

geschnitten, großflächig und unterschiedlich eingefärbt, ohne lebendige Oberflächenstruktur sind mit diesen Schablonen unzählige Fassaden zugemagelt worden. Ein ästhetischer Sinn für Flächengestaltung, Maßstäblichkeit der Gebinde, Ortwirkung und Herausheben der Fenster ist damit geschwunden. Hier kann nur radikales Umdenken wieder zu annehmbaren Verhältnissen führen.



Auch hier ist die Fassade (links) mit Kunststoffplatten verkleidet, die in ihrem übergroßen Schablonenformat in keinem Verhältnis zur Wand stehen. Dennoch geben die intakte Tür und das gegliederte Fenster mit seinen Schlagläden dem Haus eine freundliche Note – was der traurige Wandausschnitt rechts für sich nicht in Anspruch nehmen kann.

Klopfst du an eine Tür, die dir nicht geöffnet wird, so besprich dich mit deiner Ehre und geh! (Arabien)

Ein sanftes Wort öffnet ein eisernes Tor. (Bulgarien)

Die am sichersten verschlossene Tür ist die, die offen gelassen werden könnte. (China)

Schließ die Tür so, daß du sie wieder öffnen kannst. (Dänemark)



Die Tür

In allen Kulturen der Welt gilt dem Eingangsbereich die größte Aufmerksamkeit. Haustüren vermitteln den Geist eines Hauses, sie sind dessen Visitenkarte. Von manchen Landschaften ist ihre Armut bekannt, aber trotz aller Kargheit des Lebens ließ sich der Bauer nicht lumpen, wenn es um die Haustür ging. Sie sollte seinem Haus Gesicht geben.

Alte Türen und Tore am sauerländischen Haus tragen besonderen Schmuck: einen Hausspruch als Wunsch oder Gebet, die Namen der Erbauer, Ornamente und Symbole des Lebens. Anderswo gibt es nur zwei Materialien: Granit und Holz. Granit für den Türrahmen, Holz für das Türblatt. Aber wieviel Möglichkeiten stecken darin! Allein mit versetzten

Profilbrettern lassen sich zahllose Gestaltungen für eine gedoppelte Tür erzielen.

Leider sind in den vergangenen Jahrzehnten viele schöne alte Türen fortgeworfen worden. Statt wertvolle Holztüren, oft solche mit großartiger Aufteilung und lebendiger Gliederung, sorgfältig zu restaurieren, hat man sie gegen seelenlose Verschußklappen ausgetauscht, mal aus Metall und geriffeltem Drahtglas, mal protziger mit kupfernem oder bronzenem Renommierschmuck. Viele neue Türen sind Fremdkörper in ihren Häusern. Gegen ein gutes Serienprodukt ist nichts einzuwenden, aber der nächstbeste Baustoffhändler kann auch nicht den Häusern unterschiedlichen Alters und Stils gerecht werden.

Wenn eine alte Haustür wirklich nicht mehr zu erhalten ist, lohnt es sich, sie durch eine neue zu ersetzen, die nach Material, Gliederung und Konstruktion der alten Tür gleicht.



Die ältesten bekannten Türen waren Brettertüren. Die Bretter wurden stumpf gegeneinander gesetzt. Wo die Ansprüche an eine Tür bescheiden sind, etwa bei Stallgebäuden und Scheunen, gibt es diese Konstruktionen noch heute.

Aber seit Jahrhunderten ist die Haustür auch bei einfachen Bauten das wichtigste Mittel, die Wirkung und Lebendigkeit eines Hauses zu steigern. Gerade bei ruhigen Fassaden sind Form und Farbe einer Tür von entscheidender Bedeutung. Bei unversehrten Fassaden stimmen Tür und Haus überein, aber durchweg ist die Tür reicher gehalten als die Gliederung der Wand. Immer vermittelt sie zwischen Außen und Innen, lädt ein, ist der erste Gruß des Hauses an den Fremden. Alte Türen sind

daher oft geschmückt mit Ornament und Spruch. Die Sprechanlage und der Stoßgriff waren ihnen fremd.

Niemand kann es verurteilen, daß die Industrie sich auch der Haustüren angenommen hat, aber das sollte nicht ihre Geschmacklosigkeit rechtfertigen. Türen können auf geriffeltes Drahtglas und kalte Aluprofile gut verzichten, auch auf gedankenlose Konstruktionen, die Schloß und Griff so eng an den Rahmen legen, daß man Angst um seine Knöchel bekommt. Noch viel weniger passen jene seelenlosen Renommierportale aus strukturiertem Metall zum Haus, die sich nicht einmal mit der Freundlichkeit einer schlichten Holztür messen können.



Wie verworren ist die Eingangssituation rechts oben: Eine dunkel verklinkerte Wand, die unvermittelt unten von hellen vorgeblendeten Steinplatten abgelöst wird. Die kalte Metalltür wird von einem weißen Vordach überbrückt; darunter und darüber ein Wandelement aus Glashausteinen. Die Eingangsbeleuchtung ist an die Hauskante noch hinter das kupferne Fallrohr gedrängt. Den Vorplatz bedecken helle Kunststeinplatten, deren Sterilität auch der Blumenkübel aus Beton nicht mildert. Die den „Vorgarten“ einfassende Mauer wird von einem zweifarbigen Gitterzaun überhöht, das zweiflügelige Tor betont zusätzlich die distanzierende statt vermittelnde Zone zwischen Straße und Haus. Hier ist alles falsch, was man nur falsch machen kann: Materialwahl und -vielfalt, architektonische Gliederung, insbesondere die Verbannung der Natur und jeder einladenden Geste.

Um wieviel selbstverständlicher dagegen der untere Eingang: Zwar wollen sich die Betonsteine des Straßenbereichs nicht mit den schönen Sandsteinstufen vertragen, aber der freie Zugang über die mit symmetrischen Geländern und Bänken flankierte Treppe zur gut gegliederten Haustür bilden eine selbstverständliche Eingangssituation.

Umso härter ist der Gegensatz zwischen der alten Sandstiebtreppe und den nüchternen Metalltüren mit ihren schmalen, harten Rahmen (links unten). Ein solcher Doppelingang könnte repräsentativ sein, aber mit diesen Türen geht die Qualität des Hauses dahin. Die beiden seitlichen Fenster zeigen ebenfalls die Zeitdifferenz an.





Die Fenster

Jedes Haus hat sein eigenes Gesicht, besonders an der Straßenseite. Sie lebt vom Rhythmus, der Zahl und den Proportionen der Fenster. Seit den siebziger Jahren sind zahllose dieser „Gesichter“ durch neue Fenster verstümmelt worden.

Beim alten Haus waren die Fenster abhängig von konstruktiven Vorgaben; sie entsprachen aber auch immer dem Menschen als Maßstab. Darum finden wir stets nur aufrechtstehende Fensterformen, die durch das Fensterkreuz senkrecht und waagrecht geteilt sind, so daß man jedes Fenster kleinteilig öffnen kann. Moderne Bautechniken erlauben heute beliebig große Fensteröffnungen. So sind vielfach die Formate verändert worden:

Statt aufrechtstehender Formen brach man Erweiterungen in die Hauswand und setzte querformatige Fenster ein. Gleichzeitig wurde das sprossenlose Einscheibenfenster modisch, da es „pflegeleichter“ sei. Im Resultat entstanden traurige Beispiele zerstörter Proportionen. Wer sich auf Dauer mit diesen verunglückten Ergebnissen nicht abfinden will, sollte die querliegenden Einscheiben-Fenster („als ob sich einer die Nase waagrecht ins Gesicht dreht“) wieder durch stehende Formen ersetzen. Bei überbreiten Querformaten empfiehlt es sich, das Einscheiben-Fenster durch eine gegliederte Fensterfolge zu ersetzen, so daß sich mehrere aufrechtstehende Formate aneinanderreihen.

Aber noch gibt es in vielen Häusern die alten Sprossenfenster mit einem Oberlicht, das sich zweiteilig öffnen läßt, und mit ebenso

Der nachträglich aufgesetzte Rolladenkasten und die Führungsschienen drücken das Fenster und verunstalten die Hausfassade.



Das schöne alte Fachwerk auf dem zweiten Bild verdient nicht ein solches Fenster: Dem Rahmen fehlt jede Profilstruktur, statt einer ordentlich gebauten Fensterbank (wie unten rechts im Bild) wurde hier nur ein Blech angeschraubt; das Fenster ist einflügelig und hat unechte Sprossen zwischen den Gläsern; die Kippstellung läßt das Haus fortwährend blinzeln.



Gut gemeint, aber mißlungen ist der Fenstereinbau auf dem dritten Foto: Wer genau hinschaut, erkennt die überbreiten Kunststoffrahmen, die Gummiabdichtungen rings um die Scheiben, die Alu-Fensterbank, die bedauerliche Überdeckung des schwarzen Mittelpfostens, der zur Konstruktion des Hauses gehört... Für das schöne Bauernhaus, das so „renoviert“ wurde, eine Schande.



Das querliegende Einscheibenfenster widerspricht der Fachwerkkonstruktion. Das gesamte Feld, in dem das unproportionierte Fenster sitzt, wurde herausgetrennt, das Ständerwerk verdorben. Ein solches Fenster müßte Hausverbot erhalten. Es paßt nirgends und zerstört am gründlichsten.



gegliederten Flügeln, die auch geöffnet nicht den Innenraum blockieren. Solche Fenster sollten sorgsam gepflegt und niemals um der besseren Wärmedämmung willen durch Doppelglasscheiben ersetzt werden. Wenn eine höhere Wärmedämmung notwendig ist, kann man von innen ein zusätzliches Fenster vorsetzen; dann entsteht ein Kastenfenster. Diese Lösung bietet besonders guten Lärm- und Wärmeschutz und macht die Räume behaglicher. Müssen aber tatsächlich neue Fenster her, so lohnt es sich, trotz höherer Kosten Sprossenfenster gleicher Bauart zu wählen.

Nicht selten findet man Sprossenfenster zwar schön, will aber doch auf die durchgehende Glasscheibe nicht verzichten. Also entscheidet man sich für „Sprossen in Aspik“. Derart vorgetäuschte Lösungen können das wirkliche Sprossenfenster niemals ersetzen. Man sollte konsequent darauf verzichten.

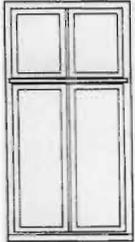
Dafür zeigt das Bild unten, wie es sein sollte. Auch hier handelt es sich um ein neues Fenster. Aber mit welchem Formsinn sind Rahmen und Fensterbank, die Profilierung des Kämpfers und die Vierteiligkeit der Flügel erneuert worden! Auch die einfachen Läden schmücken. Solche Fenster sind dem Haus eine Zier.



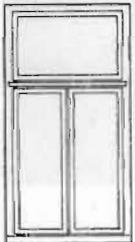
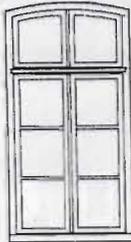
Die Fenster der Baustile zweier Jahrhunderte



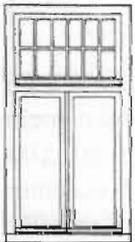
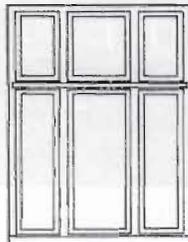
Fachwerkbau
bis 1800



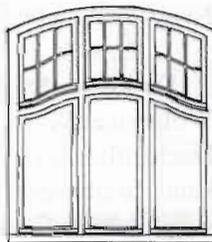
Klassizismus
1790-1870



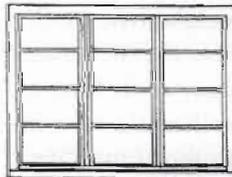
Neo-Renaissance
1870-1900



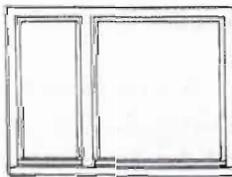
Jugendstil
1900-1914



Heimatstil
1920-1939



Baumarkt-
„Stil“



Oben links: Blumen machen selbst so einfache Stallfenster zu einer Freude für jeden Passanten.

Darunter: Im ersten Stockwerk sind die Fensterformate geblieben, der Blumenschmuck mildert die Trostlosigkeit der ungegliederten Löcher. Das Ungetüm im Erdgeschoß ist ein Exempel für die Zerstörung von Wänden: Hausschlachtung.



Links unten: Falsche Proportionen der Wandgliederung, tote Fensterausschnitte und dunkle Rahmen machen das ehemalige Fachwerkhäus zu einer unattraktiven und langweiligen Kiste.



Wie die Abstufung eines Hauses einsetzt, kann man oben rechts sehen: Im Obergeschoß sind neue Fenster eingebaut worden: „Einscheibendrekkippflügel“ an Stelle der komfortablen vierflügeligen Fenster, wie sie das Erdgeschoß noch schmücken. Zwar hat man sich Mühe gegeben, die alten Rahmen nachzubauen, aber die unechten Sprossen können den Charme eines originalen Fensters nicht ersetzen. Wenn das Erdgeschoß ebenso renoviert wird, verliert das Haus endgültig seinen Reiz.

Die Dächer der alten Bauernhäuser haben so wenig Aufbauten wie möglich. Alles, was die Dachfläche unterbricht, ist eine gefährliche Angriffsstelle für Regen, Schnee und Frost. Es gibt meist nur einen Kamin, der erst am First aus dem Dach heraustritt. Bis dahin bleibt er unter der Dachhaut geschützt, kühlt nicht aus, was den Zug verbessert, und der reparaturanfällige Schnee- und Wassersack zwischen Kaminwange und ansteigendem Dach wird vermieden.

Zu beachten: Die Grundform eines Hausdaches sollte nach Neigung, Form und Farbe auch für Vordächer, Anbauten, Garagen und Nebengebäude beibehalten werden. Die Dachüberstände sind traditionell knapp gehalten. Gesimse und Unteransichten werden weiß gestrichen.



Das Dach

Im Sauerland gehört das Satteldach mit einer Neigung zwischen 42 bis 50 Grad und Schieferdeckung zur bodenständigen Hausform. Dazu kommen ziemlich knappe Dachüberstände: an der Traufe der Abschluß mit einem Gesimsbrett (seltener durch ein Kastengesims), am Ortgang mit einem etwa 25 cm breiten Ortbrett. Die Gesimsbretter an Traufseite und im Giebel sind durchweg weiß gestrichen. In ihrer feingliedrigen Maßstäblichkeit geben sie dem Haus ein ausgewogenes Aussehen.

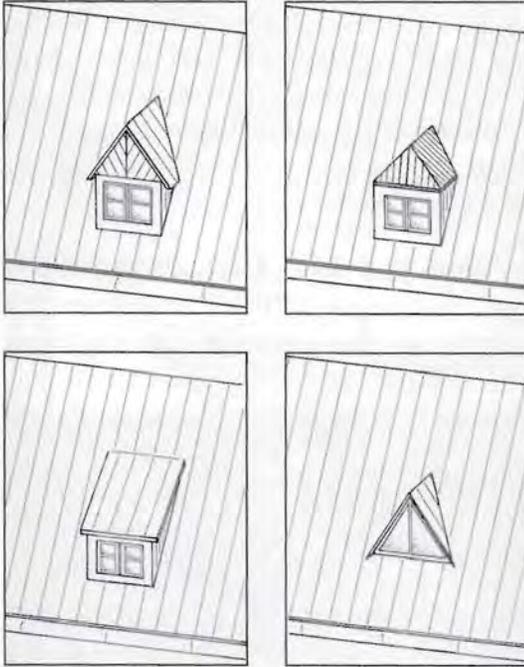
Ursprünglich waren die Dächer geschlossene Flächen ohne jede Durchbrechung. Später kamen kleine Gauben mit Satteldächern in der Neigung des Hauptdaches dazu. Diese

Merkmale sind auch für Renovationen und Neubauten zu bedenken.

Da heute der Dachraum gewöhnlich für Wohnzwecke genutzt wird, werden mehr Dachaufbauten als früher erforderlich. Man kann damit aber unversehens dem Haus einen verpfuschten Charakter geben. Darum sollte schon bei der Planung der Innenraum so zugeschnitten werden, daß die Hauptbelichtung über die Giebelseiten erfolgt. Wenn dann trotzdem noch Dachaufbauten erforderlich sind, sollten sie sich in ihrer Größenordnung den Proportionen des Daches unterordnen und natürlich im gleichen Material gedeckt sein, wie das Dach selbst.

Als Grundregel gilt, daß die Breite aller Dachgauben zusammengenommen ein Drittel der Trauflänge nicht überschreiten darf.

Dabei müssen die Gauben von den Giebelseiten wenigstens einen Abstand von 2 Metern halten; verträglicher ist ein größerer Abstand. Die Fenster in den Dachgauben müssen deutlich kleiner sein als jene in der darunterliegenden Hausfront. Andernfalls werden die Dachgauben zu klobig und entstellen das Haus.



Dachgauben sollten einen nicht zu geringen Abstand von der Giebelseite wahren. Ihr oberer Ansatz muß wenigstens einen Meter unter dem Dachfirst liegen. In ihrer Summe dürfen sie höchstens die halbe Länge eines Daches ausmachen. Klare, schnörkellose Formen schmücken ein Haus am meisten.

Große, ruhige Dachflächen prägen die alten Dörfer. Der Sinn dafür scheint aber zu schwinden, denn unbekümmert wird dem Dach immer mehr zugemutet. Wie an der Fassade werden Löcher als Dachflächenfenster eingeschnitten, spiegelnd und blinkend, oft wahllos verteilt. Antennenaufbauten kommen störend hinzu. Am meisten aber verunstalten Dachausbauten Haus und Dorf. Auf die modisch gewordenen „Schmetterlingsflügel“ der Gauben ist tunlichst zu verzichten.



Dachlandschaften

Im Dorf, wo die Häuser frei stehen, sieht man das Dach von allen Seiten. In der sauerländischen Landschaft geht der Blick auch von oben auf das Dorf. Das macht den Zusammenklang der Dächer besonders wichtig. Schon ein einziger Fremdkörper inmitten des Dächergefüges genügt, um das Ortsbild empfindlich zu stören.

Die alten Dorfkernne werden auch heute noch von der einst bodenständigen Schieferdeckung geprägt. Wo immer möglich sollte diese Schieferdeckung beibehalten werden. Für Neubauten ist im Interesse einer einheitlich wirkenden Dachlandschaft, ohne die das Dorf zerrissen würde, die Wahl von schiefergrauen und anthrazitfarbenen Materialien dringend zu wünschen.

Ruhige Dachflächen geben dem Dorf Behaglichkeit. Darum ist es auch gefährlich, mit Dachflächenfenstern, Antennenaufbauten und Lüftungsrohren die Dachhaut zu durchlöchern. Dachfenster, in verschiedenen Formaten, wahllos in die Fläche gestanzt, außerdem noch spiegelnd und blinkend, nehmen dem Dach seine bergende Wirkung. Dachflächenfenster müssen nicht groß sein; sie lassen mehr Licht herein als Fenster in der Hauswand. Man sollte nur ein einziges Format verwenden. Zwei schmale Fenster sind dabei besser als ein großes; außerdem lassen sie sich zwischen zwei Sparren legen, ohne daß man die Konstruktion ansägen muß.

Wenn eben möglich, kommen die Antennen unter das Dach. Der Mehraufwand für Fernsehverstärker lohnt sich, denn die Antenne lebt länger und ist vor Stürmen sicher.

Das rote Dach gehört zu vielen deutschen Landschaften. Das Sauerland kennzeichnen dunkel eingedekte Häuser. Wenn die Identität einer Landschaft nicht beliebig verspielt werden soll, ist auf diesen Charakter der Ortsbilder zu achten. Darum ist nach einer Serie anderer Moden der neue Trend zum roten Ziegeldach bedenklich. Zunächst setzt nur ein Haus das Signal, bald kommen weitere hinzu und zerreißen die gewachsenen Zusammenhänge. In den Talagen des Sauerlandes lassen sich Disharmonien weniger leicht verstecken als im Flachland. So sitzen nun die roten Dächer wie Knalleffekte im dunkelgedeckten Umfeld und demonstrieren, wie die Willkür einzelner die Harmonie des Ganzen belastet.





Es ist kaum zu erwarten, daß die Einsicht mancher Bauherren so weit reicht, das überlieferte Erscheinungsbild sauerländischer Dörfer und Städte über den eigenen Geschmack zu setzen. Die meisten sehen nur ihr Haus, haben auswärts etwas abgesehen und wollen es nun auch für sich. Allzu viele Architekten bieten da keine Korrektur; oft versuchen sie gar mit Sprüchen wie, rote Dächer würden das Ortsbild „bele-

ben“, ihren fehlenden Sinn für das Ganze zu verdecken. Hier müssen die Gemeindeparlamente einspringen und durch Ortssatzungen verhindern, daß unberatener Individualismus den Zusammenklang des Dorfes zerstört (vgl. S. 55).

Hier sind die Balkone brutal an der Wand übereinandergestapelt. Dabei zerschneiden sie selbst noch das Dachgesimse. Und wenn Balkone so plump wie unten links über die gesamte Giebelfront und das Dach hinausragen, kann selbst dem Unsensiblen klarwerden, daß der Architekt sein Geld nicht wert war.

Statt einen Balkon vor die Wand zu setzen, ist es richtiger, ihn in den Baukörper einzubeziehen. Allerdings muß dies mit sparsamen Rücksprüngen geschehen, um die klare Grundrißform zu erhalten.



Balkone

Dem alten Fachwerkhaus sind Balkone fremd. Wollte man dennoch Balkone anbauen, so müßten sie mit ihren Ausladungen und aufwendigen Geländern als Fremdkörper wirken. Doch auch Neubauten tun sich mit Balkonen schwer. Oft genug ragen Betonplatten aus der Wand, ohne mit dem Hausganzen in einer organischen Verbindung zu stehen. Dies um so weniger, als gedrechselte Geländer Marke „Allgäu“ oder „Walsertal“ dem sauerländischen Dorf am wenigsten angemessen sind. Bei Schwarzwald- und Alpenhäusern, die mit ihren breiten Dachüberständen dem Balkon eine organische Einbindung geben, hat der Balkon eine selbstverständliche Bautradition. Für unsere Landschaft sind in die Hausarchitektur harmonisch eingebundene Lösungen eher die Ausnahme als die Regel.



Garagen und Nebengebäude

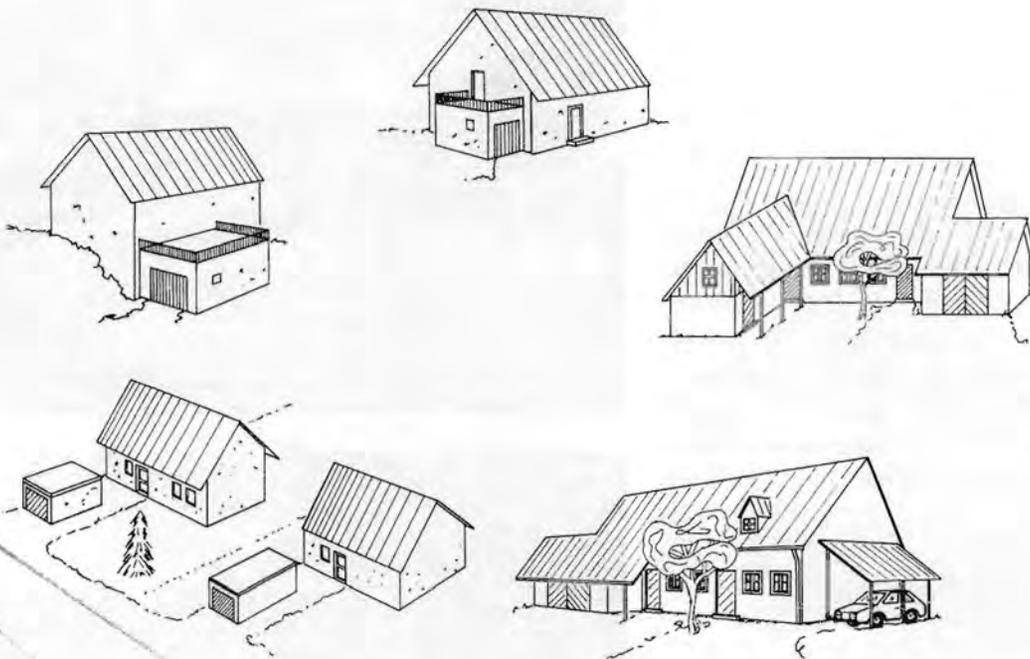
Solange Landwirtschaft zum Haus gehörte, war der Hof auch mit Nebengebäuden versorgt. Sie wurden stets dem Haupthaus in Dachneigung und Charakter angeglichen, ordneten sich ihm unter und bildeten mit ihm zusammen ein bauliches Ensemble.

Wenn heute ein Wohnhaus um gewerbliche Nutzungen erweitert werden soll, entstehen meistens kistenförmige Anbauten, die nicht einmal das Bemühen zeigen, die Architektursprache des Hauptgebäudes zu übernehmen. Zu wünschen ist, daß Haupt- und Nebengebäude eine Einheit bilden. Ideal wäre es, könnten sie einander so zugeordnet werden, daß kleine Hofräume entstehen.

Als Garagen lassen sich überdachte, aber offene Einstellplätze besser in die Außengestaltung einbinden als die üblichen Fertigcontainer. Doch wenn schon Garagen unentbehrlich sind, so sollten sie dem Wohnhaus angeglichen werden: Bei Neubauten lassen sie sich unter das Dach des Wohnhauses integrieren. Ansonsten kann die Garage ein Dach von gleicher Neigung und Deckung wie das Wohnhaus erhalten, zusätzlich ein Tor aus Holz.

Oben: Haus und Garage in eine formale Entsprechung zu bringen nach Dachform, Dachneigung, Wandgliederung und -gestaltung, lohnt sich bei vielen Häusern selbst unter größerem Aufwand. In solchen Fällen bilden Garage und Wohnhaus ein Ensemble.
Mitte: Fertiggaragen, unsensibel abgestellt, ohne Einbindung in das Umfeld, belasten das dörfliche Bild. Immer noch begegnen in Neubaugebieten derart isoliert geparkte Container, ohne daß man um integrierte Lösungen besorgt war.
Unten: Für eine so an das Haus geschobene Garage verdient der Architekt sein Geld nicht.





Gelungene und mißlungene Beispiele stehen sich hier in Fotografie und Zeichnung gegenüber: Garagen sollten nicht wie Schuhkartons neben das Haus gestellt oder an eine Hauswand geklebt werden, sondern sind in den Baukörper und dessen Dachform zu integrieren. Beachtung verdienen auch Nebengebäude wie Ställe, Schuppen, Scheunen, Holzlager, Viehunterstände. Sie gehören zum Dorf, gliedern ein

Anwesen, wirken raumbildend. Darum ist der Pflege dieser Gebäude alle Sorgfalt zu bieten. Für sämtliche Nebengebäude sollte die Grundform der Dächer in Neigung, Form und Farbe beibehalten werden. Empfehlenswert ist auch eine Bepflanzung mit Bäumen und Sträuchern ..., Holunder, Flieder, Birnbaum, Eschen. Sie brechen den Wind und binden das Bauwerk in die Landschaft ein.



Mauern und Zäune

Manche Abgrenzungen wirken wie Verteidigungsanlagen. Betonsockel und Maschendrahtzäune sehen immer abweisend aus. Wenn es schon dergleichen sein muß, sollte eine Hecke hinzukommen.



Am schlimmsten sind Formsteine aus Plastik oder Beton; sie wirken in der Natur am meisten fremd. Mauern müssen sich wie selbstverständlich dem Gelände anpassen. Darum ist eine gut bewachsene Trockenmauer jedem gegossenen Bollwerk vorzuziehen, und eine begrünte, überwachsene Mauer ist schöner als ein Klinkerprodukt.

Leider sind Trockenmauern immer seltener geworden. Viele wurden bei fälligen Erneuerungen durch starre Wände aus Beton ersetzt. Dabei ist die Trockenmauer ein wunderbares Biotop für Pflanzen und Tiere, die sonst keine Chance haben. Sie fügen sich besser als jede andere Mauer in die Landschaft ein. Sie verdienen auch weiterhin Wertschätzung und Pflege.

Für Abgrenzungen zwischen den Grundstücken sind Sträucher und Hecken vorzuziehen, möglichst aus Laubgehölzen, am wenigsten aus fremdländischen Koniferen. Am lebendigsten wirken natürliche Hecken, die ohne Formschnitt auskommen, etwa solche aus Wildrosen. Sie blühen und duften, tragen Hagebütten im Winter und überleben den, der sie pflanzt. Geeignete Sträucher für natürliche Hecken sind Hainbuche, Hartriegel, Schlehdorn, Holunder und Liguster. Natürlich passen auch Immergrüne dazu, vorzugsweise Eibe, Stechpalme (Ilex) und Buchsbaum.

Dorfgemäß für Gärten und andere Einfriedungen sind senkrecht stehende Lattenzäune, vor allem, wenn der tragende Zaunpfosten ebenfalls aus Holz ist und hinter den durchlaufenden Zaunfeldern steht. Zäune sollten mit dem Gelände gehen, also Abtreppungen vermeiden. Gegenüber dem Lattenzaun ist der Jägerzaun von unnötigem Aufwand und weniger passend.

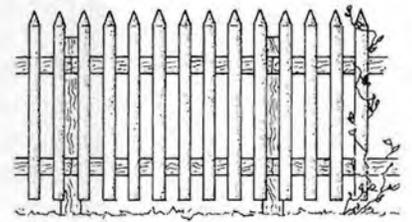
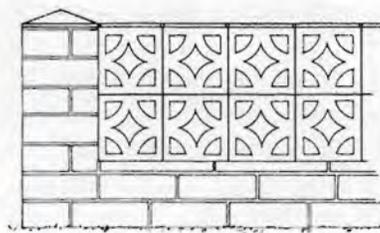


Zäune müssen einfach und ruhig sein. Darum empfiehlt sich nur ein Material, vorzugsweise Holz. Am schönsten sind Lattenzäune mit senkrecht angebrachten Latten, oder – einfacher – halbierte und entrindete junge Fichtenstämmchen. Weniger gehört der Jägerzaun ins Dorf. Wenn eben möglich, verzichtet man besser auf dieses Muster.

Maschendraht wirkt wie ein Provisorium. Man sollte ihn mit einer Hecke bepflanzen und einwachsen lassen. Gänzlich zu vermeiden sind Zäune aus mehreren Materialien, etwa Klinker mit Jägerzaun, Formsteine mit Plastik Bei Uferbefestigungen sind grundsätzlich Trockenmauern aus Natursteinen zu bevorzugen. Dagegen wirken alle Formen und Arten des Betonsteins häßlich und störend, wie die Fotos dieser Seite zeigen.

Tore und Gartentüren sollten zur Einfachheit einer Hecke oder eines Zaunes passen. Darum empfehlen sich auch hier schlichte Holzkonstruktionen. Nachgeahmte schmiedeeiserne Barockmuster gehören nicht ins Dorf.

Zu erwägen ist auch, wie lebendig eine natürliche Hecke ohne Formschnitt wirkt. Zum Beispiel aus Wildrosen (*rosa rugosa*). Sie blüht bis in den Herbst, trägt Hagebutten im Winter, macht keine Arbeit und überlebt uns. Kaum auszurotten ist dagegen der immer neue Versuch, mit „Tännchen“ ein Grundstück zu begrenzen. Wenn es schon immergrünes Gehölz sein muß, dann am besten die heimische Eibe (*taxus baccata*). Sie ist pflegeleicht, verträgt jeden Formschnitt und überdauert Generationen.





Bäume

In alter Zeit waren Bäume heilig. Vielen Zeitgenossen ist der Sinn dafür abhanden gekommen. Sie finden Bäume beim Haus hinderlich. Sie ärgern sich über den „Schmutz“, den Bäume machen, und möchten ihr Laub nicht immer wieder fortschaffen. Gegen die Hausbäume wurde in den vergangenen Jahrzehnten ein rabiater Kampf geführt: weil sie dem Haus Licht wegnehmen, zuviel Arbeit machen, einen Parkplatz blockieren..., und was der Einwände mehr sind.

Große, hohe Bäume geben einem Ort Geborgenheit. Im Sommer sind sie Sauerstofflieferanten und Staubschlucker und über alle Nützlichkeit hinaus immer wieder Freudenspendler. Im Winter aber zeigen sie mit ihrem

wunderbaren Geäst ihren Reichtum an Gestalt und Leben.

Im Weichbild stattlicher Bäume gewinnt auch ein architektonisch schwaches Haus erhöhten Stellenwert. Wenn Menschen Bäume trotzdem als störend empfinden, muß etwas in ihrem Verhältnis zur Natur und zu sich selbst nicht in Ordnung sein.

Viele Dörfer könnten an Lebensqualität und Schönheit gewinnen, wenn sie einen Pflanzplan für große Bäume entwickelten. Für Orte, die sich an der Aktion „Unser Dorf soll schöner werden“ beteiligen, sollte das eine der ersten Aktionen sein. Als großkronige Bäume empfehlen sich: Bergahorn, Esche, Linde, Platane, Stiel-, Trauben-, Roteiche, Silberweide. Kleinkronige Bäume sind Feldahorn, Zierkirsche, Birke, Vogelbeere, Eberesche.



Häuser ohne Bäume waren in früherer Zeit unrühmliche Ausnahmen. Zum Haus gehörte der Baum. Man pflanzte sie zur Hochzeit und wenn ein Kind geboren wurde. Heute können sie vielen Menschen nicht weit genug vom Hause stehen, man ärgert sich über ihr Laub und zieht langweilige Koniferen als Dekorationsbepflanzung vor. Und da die meisten Häuser nicht gerade architektonische Meisterstücke sind, säumen sie nun nackt die Straßen, von ein paar spießigen Containerpflanzen oder gar von Blaufichten umstanden, doch unverbunden mit der Landschaft. Sie demonstrieren nichts als die Entfremdung des Menschen zur Natur.



Was wären die Häuser auf diesen Fotos ohne Bäume? Erst die Bäume geben ihnen ihren Reiz – immer wieder neu und anders im Gang der Jahreszeiten. Selbst ein Allerwelthaus gewinnt im Schutz eines schönen Baumes an Behaglichkeit und Würde. Straße und Dorf profitieren davon.

Gewerbe- und landwirtschaftliche Zweckbauten

Geht es darum, für Industrie, Gewerbe oder Landwirtschaft Großbauten zu errichten, haben Bauherrn und Architekten fast immer nur die nackte Zweckbestimmung vor Augen. Selten gilt dem ästhetischen Anspruch und der Eingliederung des Bauwerks in Dorf und Landschaft ein erkennbares Interesse. Hinzu kommt, daß Reklameschriften und Werbeträger oft eine zusätzliche Belastung für die Umgebung sind.

Es gibt aber auch gelungene Beispiele, die zeigen, daß rücksichtsloses Zweckdenken nicht sein muß. Die zu lösende Aufgabe beginnt bei einer sorgfältigen Standortsuche und einer klugen Eingliederung in das Gelände.

Größte Umsicht gilt sodann dem Baukörper, damit dessen Proportionen nicht die Maßstäblichkeit der gewachsenen Dorfarchitektur und der Landschaft erdrücken. Auch Beleuchtung und Werbeträger ordnen sich diesem Interesse unter. Leider fehlt der ästhetische Sinn, der im privaten Bereich waltet, im öffentlichen Raum oft gänzlich.

Wo bereits Großbauten vorhanden sind, die das Ortsbild belasten, bleibt nur der Weg, durch Anpflanzung von Sträuchern und großkronigen Bäumen die störenden Wirkungen zu mildern. Diese Lösung überfordert in ihren Kosten niemanden; sie ist auch mit den übrigen Interessen eines Gewerbes vereinbar.

Die Aussiedlung von Bauernhöfen aus dem Dorf in die Feldflur war kein unproblematisches Programm. Oft lassen sie mehr an Fabriken als an Gehöfte denken, wenn sie selbst nach Jahrzehnten nicht durch großzügige Anpflanzungen in die Landschaft eingebunden werden.





Zum Bild oben: Es ist für alle Ewigkeit ein Verlust, wenn Gewerbe und Industrie in intakte Landschaften gebaut werden, wenngleich notwendig, um Arbeit für alle zu beschaffen. Die Erstanlage dieses Industriegebietes war mit einer dichten Bepflanzung von Begrenzungen und Böschungen verbunden. Die weiteren Jahre ließen davon ab, obwohl sich die Aufgabe noch dringlicher stellt.

Silotürme, Fahrhilos und Güllegruben, auf die nicht verzichtet werden kann, sollten einen Standort haben, der möglichst wenig die Landschaft belastet. Ein tarnender Anstrich und die Umpflanzung mit Sträuchern und Bäumen kann die Störung des Landschaftsbildes mildern.



Der öffentliche Raum

Für das eigene Haus ist jeder selbst verantwortlich. Da kann er nach dem Maß seiner Einsicht für eine bessere Welt sorgen. Aber schon gleich vor dem Haus, im dörflichen Straßenraum, in der Nachbarschaft, erst recht im Bereich von Kirche und Ortsmitte sind nur Korrekturen möglich, wenn gewissermaßen die Allgemeinheit zu überzeugen ist.

Je mehr Menschen über Natur und Landschaft, Dorf und Straße, Haus und Hof nachdenken, um so leichter ist es, sich zu verständigen. Darum empfehlen sich die folgenden Seiten allen, die am Leben des Dorfes interessiert sind und die in Vereinen, im Rahmen des Wettbewerbs „Unser Dorf soll schöner werden“ sowie in politischen Gremien darüber beraten.





Ist das alte Dorf an sein Ende gekommen?

Wollen wir Augen für unsere heutigen Verhältnisse bekommen, so ist nichts nützlicher als der Blick auf das alte Dorf.

Wie die Dörfer in der Landschaft lagen! Sie nutzten die Mulden und Falten des Geländes, dachten an die Wintersonne, rückten die Häuser zueinander, ohne mit dem Lineal gerade Linien ins Kataster zu ziehen. Von außen legte sich ein Ring von Obstbaumwiesen um die Häuser. Holunderbüsche, Wetterbäume

kuschelten das Dorf ein, auch Schuppen und Ställe bildeten Schutzwälle gegen Wind und Sturm. Neben dem Haus der Garten, von Hecke oder Lattenzaun eingefasst.

Vieles von der alten Ordnung haben die Veränderungen der letzten Jahrzehnte aufgelöst. Allein von außen betrachtet, ist der Wandel unübersehbar: Der Ausbau von Ortsdurchfahrten hat kahle Schneisen in die Dörfer geschlagen, ist den Hausbäumen zu nahe gekommen und hat sie Parkflächen geopfert. Der Strukturwandel in der Landwirtschaft nahm Ställen, Scheunen und Schuppen ihre alte Nutzung; nun stehen sie leer, verfallen, irgend-

wann werden sie abgerissen; dann klaffen große Löcher im Dorf. Ein neues Denken, propagierte Baumoden und verfügbares Geld leiten immer wieder dazu an, die Häuser umzubauen. Und weil niemand rückständig sein will, wurden und werden würdige alte Häuser oft bis zur Unkenntlichkeit „modernisiert“: die Haustüren, weil sie nicht mehr so gut schließen, durch Serienprodukte, die gesproßten Fenster durch Einscheibenkipplflächen ersetzt, die Fassade mit Kunststoffplatten verkleidet. So trat neben das alte, überraschend leichtfertig aufgegebene Haus der Neubau von der Stange. Da aber die Baulücken nicht genügend Platz boten, wurden dem Dorfkern Ausläufer in die offene Landschaft angehängt, Straßenzeilen nach städtischem Vorbild, die dem Dorf den Rest geben.

Natürlich sind Grundrisse und Strukturen noch vorhanden, Das ehemalige Dorf existiert in Überbleibseln. Aber die neuen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse treiben alle Veränderungen weiter. Die geschichtlich gewachsene Gestalt unserer Dörfer war nämlich der Ausdruck ihrer wirtschaftlichen Realität. Nachdem sich diese Verhältnisse aber wan-

deln und überörtlich verflechten, der Arbeitsplatz außerhalb des Dorfes kein Problem mehr ist, Menschen aus der Stadt ins Dorf ziehen, und neue Gewerbe sich ansiedeln, entstehen auch veränderte Bedürfnisse: Die Wohnungen werden anders genutzt und eingerichtet, alles soll sauber sein, Freiflächen und Wege werden versiegelt, Garagen angebaut oder als Fertigcontainer zwischen Hecken und Bäumen abgestellt, vor und neben dem Haus muß Parkgelegenheit sein, der gesteigerte Verkehr führt zum Ausbau des Straßennetzes.

Diese Entwicklung vollzieht sich vor unserer aller Augen und wird doch so wenig gesehen, in ihren Folgen kaum erkannt, daß irgendwann das Erschrecken unausbleiblich ist. Wenn die Landwirtschaft schrittweise aus den Dörfern verschwindet und die veränderte Wirtschafts- und Berufsstruktur den Dörfern ihren Gestaltwandel aufdrückt, – muß deswegen auch alles andere preisgegeben werden, was sich mit dem Reiz und der Lebensqualität im Dorf verbunden hat? Sollen wir blind in einen wirtschaftlichen Ablauf eingebunden bleiben, den wir durch Bewußtwerdung und Klugheit steuern und gestalten könnten?





Das neue Dorf – eine noch nicht gelöste Aufgabe

Jeder, der Haus und Garten, Hoffläche oder Obstwiese besitzt, ist an der Veränderung des Dorfes beteiligt. Und seien die Merkmale noch so gering, sie addieren sich und ergeben ein neues Bild. Selbst wenn einer „nur“ die alte Hausbank verfallen läßt und nicht mehr ersetzt, den Baumbestand überaltern läßt, den Nachtvögeln ihre Nistplätze nimmt: Mit Abstand betrachtet, wird deutlich, daß unsere Dörfer nicht mehr, sondern weniger beheimat-

ten. Darum sollten wir genauer hinsehen und gründlicher nachdenken.

Die meisten Menschen bauen nur einmal im Leben. Dann sind sie für eine kleine Weile mit Plänen beschäftigt, das heißt, meistens mit Plänen, die ihnen ein Architekt, am liebsten jemand, der es billig macht, ausarbeitet. Vielleicht beschreiben sie ihm ihre Vorstellungen, vielleicht sagen sie aber auch, er müsse es letztlich besser wissen. Dabei haben sie ausschließlich das eigene Haus vor Augen, sehen sich hier und da etwas an, was ihnen gefällt, vergessen aber meistens, daß etwas, was hier schön ist, anderenorts störend oder gar zerstörend sein kann.

Ein solches Haus weckt in Neubaugebieten kaum Aufsehen, aber neben Fachwerkhäusern steht es als Fremdkörper. Hier ist der Klinker fehl am Platz, die dunkle Verfugung störend, die Dachneigung von der übrigen Bebauung abweichend, der wieder modisch gewordene Krüppelwalm dem Bauerndorf gänzlich fremd. Natürlich stört auch der Peitschenmast, und selbst der Kantenstein ist einer Dorfstraße fremd.

Alte Dörfer sind nach innen gebaut. Von draußen sieht man Baumwiesen, Buschwerk, Hausbäume und lange Dächer. Nicht die „schöne Aussicht“ wird gesucht, sondern Nachbarschaft. Sauerländische Dörfer liegen in die Landschaft eingebettet, und kaum je überschreiten sie den Horizont.

Auch der Architekt denkt vielfach zu eng. Er entwirft das Haus auf dem Papier. Nur selten durchwandert er das Dorf, betrachtet es von den Höhen herab, aus unterschiedlichen Blickwinkeln der Landschaft, obwohl es doch niemals damit getan ist, ein Bauwerk, sei es Haus, Werkstatt oder Garage, „an sich“ zu planen. Was immer gebaut werden soll: Nichts wird in den leeren Raum hineingestellt, immer ist ein Zusammenhang vorgegeben: die Landschaft ringsum, das (oft beschädigte) Gesicht des Dorfes, die Straße, die Nachbarschaft, Lage und Beschaffenheit des Baugebietes. Was entstehen soll, wenn auch nur Stützmauer oder Zaun, es muß zur Umgebung und zum Dorfganzen passen. Sind alle Häuser, wie es der Tradition des Sauerlandes entspricht, hell verputzt, sprengt bereits ein verklinkertes Haus die Geschlossenheit des Dorfes. Und die blaugrau geschieferte Dachlandschaft stört ein einziges rot gedecktes Dach. Wie also bauen, ohne Dorf und Landschaft zu belasten?

Jeder Ort hat seine eigene Lage, eine eigene Geschichte und ein eigenes Gesicht. Landschaft und Lebenswelt haben zu Merkmalen

geführt, die über Jahrhunderte gewachsen sind und die dem Dorf seine Unverwechselbarkeit geben. Dazu gehören der Siedlungsgrundriß, wie er sich am alten Ortskern ablesen läßt, die Gestalt der Häuser, die vorherrschenden Baumaterialien, die Rhythmen und Proportionen aller Baukörper und ihre Einbindung in die Natur. Natürlich muß niemand, der heute bauen will, genauso bauen, wie früher gebaut wurde. Heutige Architektur darf dem Geist unserer Zeit entsprechen. Aber das je Neue soll das Vorhandene nicht belasten und das Typische nicht verdrängen. Was hinzukommt, muß im Gespräch bleiben mit dem geschichtlich Gewordenen. Voraussetzung für eine harmonische Dorfontwicklung ist deshalb die Kenntnis der charakteristischen Merkmale heimischer Architektur: eine Unterscheidung zwischen geeigneten und belastenden Baumaterialien, ein Blick für passende Eingangsbereiche mit Treppe und Tür, für das Format und die Gliederung der Fenster, für die Ausbildung der Gesimse, für Neigung, Gestalt und Deckungsart der Dächer. Erst wenn wir die alten Formen wieder wahrnehmen, können wir mit neuen Lösungen darauf antworten.



Das Dorf in der Landschaft

Die Schönheit eines Dorfes wird mitbestimmt durch seine Einbindung in die Landschaft. Das gewachsene Dorf steht nicht unverbunden auf freiem Feld, sondern kennt vielfältige Übergänge in seine Umgebung.

Der Ortsrand führt mit Obstwiesen, Gärten, Gehölzen, Bäumen und Hecken in die offene Landschaft über. Dieser grüne Gürtel schützt das Dorf, bricht den Wind, verbessert das Kleinklima und ist Lebensraum für Tiere und Pflanzen. Für das alte Dorf war eine solche Einbindung selbstverständlich. Die letzten Jahrzehnte haben aber die Ortsränder gelichtet und viele Neubaugebiete gänzlich nackt ins offene Feld gestellt. Daran können auch die sterilen Vorgärten nichts ändern.

Die klare Abgrenzung durch einen dichten Grüngürtel wie auf dem Foto oben läßt an mittelalterliche Städte denken, die nie die Landschaft zerfransten. Hier hat ein Bahneinschnitt dafür gesorgt, daß die Bebauung nicht den Hang hoch wuchert. Auch wenn derartige Glücksfälle selten sind, sollte es durch geplante Bepflanzung immer noch möglich sein, Innen und Außen sinnvoll gegeneinander abzugrenzen.

Während das alte Dorf sich unter den Schutz hoher Bäume kuschelt, steht dieses Neubaugebiet (noch?) auf der grünen Wiese. Ob hier auch einmal die Natur das Nebeneinander der Häuser verbindet? Hohe Bäume geduldet werden? Hecken und Buschwerk einen schützenden Gürtel um das am Zeichenbrett geplante Gebilde legen?

Planungen künftiger Baugebiete bleiben unbefriedigend, wenn sie nur das Straßennetz und ein paar Gestaltungsformen festlegen. Die Straßenführung soll abwechslungsreiche Räume bilden, die sich gelegentlich erweitern und mit wechselnden Perspektiven verknüpfen. Solange sich aber jeder Bauwillige mit beliebigen Vorstellungen von seinen Nachbarn abheben kann, wird es schwerfallen, ein bescheidenes architektonisches Niveau im Neubaugebiet zu gewinnen.



Ortseingänge

Den Ortseingängen ist besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Hier sollten Bäume und Sträucher den Übergang zwischen Dorf und Landschaft besonders hervorheben. Auch das Verkehrsverhalten wird von einer deutlichen

Markierung der Ortseingänge wesentlich beeinflusst. Die auf das Dorf zuführenden Allee-bäume sind beim Ausbau der Straßen oft dem Verkehr geopfert worden. Sie sollten wieder neu angelegt werden.

Beim Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ muß auch darauf geachtet werden, ob die Ortsein- und -ausgänge bewußt gestaltet sind. Wer mit dem Auto kommt, muß signalisiert bekommen: Langsam! Hier beginnt das Dorf! Durch eine Mischbepflanzung der Böschungen und zumal durch die Torbildung hoher Bäume wird diese Wirkung gewonnen. Damit begrüßt das Dorf die Kommenden. Die Straße erfährt eine optische Einengung; sie läßt sich nicht als Piste für schnelle Durchfahrt mißverstehen.

Je weniger Ortseinfahrten durch Bepflanzung gegen den Außenbereich abgegrenzt sind, umso ungestalteter bleibt das Dorf. Dabei macht es doch nur geringe Mühen und Kosten, die Zuwege durch hohe Laubbäume abzugrenzen.



Wegränder und Hecken

Die Straßen- und Wegränder sind meistens die einzigen unbewirtschafteten Flächen, auf denen ursprüngliche Pflanzengesellschaften noch ihr Überleben finden. Sie sollten von allen chemischen Behandlungen (Wuchshemmern, Unkrautvernichtungsmitteln) verschont bleiben, damit diese Saumbiotope nicht nur

ihre ästhetische, sondern auch ihre ökologische Aufgabe erfüllen können.

Was durch eine intensive Bewirtschaftung von Feldern und Wiesen verdrängt wird, ist auf die knapp gewordenen Rückzugsflächen naturbelassener Wegränder angewiesen.



Bei zunehmender Verstädterung ist eine Rückbesinnung auf dorftypische Merkmale besonders wichtig. Mit dem Verlust des Dorfcharakters geht immer auch Heimat verloren. Das grüne Dorf ist Lebensraum für Menschen, Pflanzen und Tiere. Dabei sind Baum und Hecke, Lattenzaun wie natürliche Wuchsplätze am Straßenrand besonderer Obhut wert. Aber mit Tannen oder gar Koniferen sollte man keine Hecken bilden. Es gibt bessere Möglichkeiten.



Bachläufe und Teiche

Bäche, Gräben und Teiche sind wichtige Zonen des Dorfes und der Landschaft. Man hat sie in der Vergangenheit oft mißachtet, als Abwässerkanäle degradiert und ihrer artgerechten Ufervegetation beraubt. Intakte Bachläufe sind zugleich wichtige Lebenslinien für Pflanzen und Tiere.

Wenn Bach und Teich mit ihren Uferzonen in das Gesamtbild des Dorfes einbezogen werden, ergeben sich besonders reizvolle Gestaltungsmöglichkeiten.

Auch die Bedeutung von Tümpeln und Feuchtgebieten ist kaum zu überschätzen. Weil allzuviel Land trockengelegt wurde, entstand ein Artenschwund bei Fröschen und Lurchen, der seinerseits wiederum Folgen für die Vogelwelt hat. Wo immer möglich sollten die vorhandenen Kleingewässer gepflegt und wiederhergestellt werden. Sie bereichern die Landschaft, bieten vielen Tierarten Lebensraum und Nahrung und nicht minder einer artenreichen Pflanzenwelt. Ohne Feuchtgebiete ist das Gleichgewicht des Naturhaushalts nicht gegeben.

Wo Bachläufe wie hier zwischen zwei Betonwände gezwängt werden, ist auf die Dauer ein „Rückbau“ unverzichtbar. Auch das Begrünen der Betonsteine mildert die Vergewaltigung des Baches kaum. Wenn man den Bach nicht als Kanal mißachtet, kann er selbst im Ortskern ein artenreiches Leben entfalten. Dafür muß er aber frei fließen und eine standortgerechte Ufervegetation bekommen.

Die Baugestaltung des Dorfes

Bei vielen alten Dörfern fasziniert das harmonische Mit- und Nebeneinander der unterschiedlichsten Baukörper. Wie sich Wohnhäuser und Scheunen, Stallungen und Werkstätten zusammenfügen, macht den besonderen architektonischen Reiz manch einer Ortslage

aus. Der Rhythmus einer Häuserfront, der Zusammenhang einer Gebäudegruppe kann aber empfindlich gestört werden durch falsch renovierte Hausfassaden, ortsfremde Materialien, unsensible Anbauten und geltungssüchtige Neubauten.

Verdorbene Architektur

Die Einheitlichkeit eines Ortsbildes wurde in der Vergangenheit dadurch gesichert, daß es nur wenige Baustoffe gab, und zwar nur die, welche die Heimat selbst anbietet. Das bunte Materialangebot unserer Baumärkte war vergangenen Zeiten unbekannt. Es überfordert auch heute den ungeschulten Geschmack vieler Menschen.

Die Folge ist ein Materialgemenge, wie es manchmal bereits an einem einzigen Haus zu finden ist: Beton- und Kunststeine für Gehweg und Treppe im Eingangsbereich, eine Tür aus eloxiertem Metall und geriffeltem oder getöntem Glas, daneben ein Lichtelement aus Glasbausteinen, die Sockelzone darunter mit Riemchen oder Fliesen „pflegeleicht“ ge-

An diesem Haus ist alles verdreht: Die dunkle Klinkerverschalung steht auf einem hellgeputzten Kellergeschoß; sinnvoller wäre ein dunkler Sockelbereich mit aufgehender heller Wand. Das Fachwerk im Giebel soll an die heimische Tradition anknüpfen, aber weder gab es jemals Fachwerk bei solchem Fassadenaufbau, mit so großen Dachüberständen und einer so geringen Dachneigung. Erst recht gab es im Sauerland niemals Fachwerk in Verbindung mit einem Balkon, den zu allem Überfluß noch ein bayerisches Holzgeländer abschließt. Auch die beliebigen Fensterformate stimmen nicht: Ganz oben hätte der Fachwerkständer jeweils die Doppelfenster bzw. -türen gliedern müssen; wenn das querliegende Fenster darunter die Viergliedrigkeit der Giebelöffnungen aufgenommen hätte, wäre Rhythmus in die Front gekommen; das andersformatige Fenster unten rechts wäre hochformatig bei zweifacher Teilung ebenfalls harmonischer gewesen.





Diese Hausfassade ist ebenfalls mißlungen. Höhe, Breite und Dachneigung sind in kein gutes Verhältnis zueinander gebracht. Das „Fachwerk“ läßt in jeder Hinsicht Erfahrung und Maß vermissen, die Fenster sind nicht darin integriert. Eine „Loggia“ wie hier ist sauerländischen Fachwerkhäusern fremd.

Die „Dorfgemeinschaftshalle“ darunter zeugt von der beachtlichen Anstrengung einer kleinen Ortschaft, aber in ihrer plumpen Form widerspricht sie dem gewachsenen Ort ringsum. Es fehlt – zumal in einer Talaue gelegen – auch jede Einbindung in den vorgegebenen Zusammenhang. Stattdessen schafft eine Hoffläche, wie sie allenfalls zu Industriebauten gehört, nüchterne Distanz.

macht, die aufgehende Wand aus hellen, wenngleich dunkel verfugten Klinkern, die Gesimse weit ausgezogen, mit Profilholz verschalt, ebenfalls dunkle Kupferdachrinnen, Dachflächen-Fenster und gleich daneben ein Gaubenausbau mit ausgestellten Seitenflügeln, Gaubendach und übrige Dachhaut mit unterschiedlichen Materialien gedeckt, vielleicht wechselweise bräunlich oder anthrazit, der Kamin mit braunem Kunstmaterial „verschiefert“.

Selbst wenn diese Gulascharchitektur nicht an einem Haus allein begegnet, so finden sich ihre Elemente, mal so, mal anders gemischt, doch im Nebeneinander heutiger Neubauten, wobei hoch- und querliegende Fensterformate, Gardinengetöse, eingezogene wie auskragende Balkone, barockes Schmiedeeisen als auch bayerische Holzgeländer zur Zerrissenheit der Fassaden weiterhin beitragen. Jedes dieser Häuser belastet das Ortsbild. Einzeln und in ihrer Gesamtheit haben sie keinen Bezug mehr zur landschaftstypischen Bauweise.

Was kann man hier verbessern? Kurzfristig, und im Blick auf das knappe Geld, kann am wirksamsten eine kluge Baumbepflanzung den belastenden Eindruck auffangen. Bäume mildern architektonische Schwächen. Klug gepflanzt, verbinden sie zwischen alt und neu. Sie vermitteln zwischen isoliert dastehenden Bauten und drängen mit ihrer beruhigenden Wirkung eine irritierende Materialvielfalt zurück. Mit System gepflanzt, sind Bäume das einfachste Mittel, eine gesichtslose Dorferweiterung, eine langweilige Neubauzeile an den Dorfkern anzuschließen und die Einheitlichkeit des Ortsbildes zu stützen.

Vorgarten und Straße

Lange Zeit war auch im Dorf das Denken von der Vorstellung blockiert, daß die Straße dem motorisierten Verkehr gehört. So haben die Dörfer Hochborde und Gehsteige bekommen und einen Asphaltbelag, der sich geflickt und häßlich zwischen den Häusern breit macht. Um sich von diesem unpersönlichen Raum abzugrenzen, hat sich bei den meisten Neubauten ein städtisches Muster durchgesetzt: Abgrenzungen zur Straße hin durch Mauern und Zäune, manchmal auch durch Wände aus Kunststoff. Dazu kommen Abriegelungen mit immergrünen, immer langweiligen Koniferen und anderen Distanzhaltern.

Straßen, die sich so darstellen, haben ihre ursprünglichen Qualitäten verloren. Straßen sollen verbinden, nicht trennen. Sie sind Kommunikationsräume, die natürlich dem Verkehr, aber auch der Begegnung dienen. Wenn sie nur noch auf störungsfreie, geradlinige Fortbewegung ausgerichtet sind, zerschneiden sie das Dorf. Durch manche Dörfer sind breite Fahrspuren als Schneisen gelegt worden, damit der Verkehr schneller und rücksichtsloser durchrauschen kann. Und was zuvor im Wege stand, wurde wegamputiert: Hecken, Zäune, Mauern, Vorgärten, Bänke, Treppen, Hausbäume. War die Straße ehemals eine Lebensachse des Dorfes, so ist sie nunmehr eine üble Grenzlinie, die das Dorf zerschneidet.

Hier und in vielen anderen Fällen hilft nur, der Straße ihren auf Durchfahrt gerichteten Pistencharakter zu nehmen. Überbreiten sollten durch versetzte Parkstreifen und Baumpflanzungen reduziert werden. Überhaupt sind Bäume wichtig, weil sie am besten geeignet

sind, die Straße neu zu gliedern. Dabei sollten sich privater und öffentlicher Bereich verzahnen, so daß die Straße auch gegenüberliegende Hauszeilen nicht mehr trennt, sondern verbindet.

Wesentliches Gestaltungselement ist der Bodenbelag. Wenn im Eingangsbereich des Dorfes der Allweltsasphalt endet und wechselnde Pflasterungen möglich sind, die auch der Natur noch eine Chance lassen, gewinnt der Straßenraum an Gastlichkeit. Auf Bordsteine sollte zukünftig verzichtet werden. Sie geben der Straße Raumkanten, die den Verkehr orientieren. Hilfreicher sind Linien, die zwischen beiden Straßenseiten vermitteln und den Raum in Unterzonen gliedern.



Pflasterflächen können großen Geschmack und eine hohe Baukunst spiegeln. Nichts ist eintöniger als Asphaltbelag, der sich über alle Straßen dahinzieht. Sofern sich großflächige Versiegelungen wieder freilegen lassen, sollte man die Gelegenheit nutzen. Übrigens genügt es oftmals, nur eine Fahrspur zu befestigen, anstatt den ganzen Hofraum zu betonieren. Da Straßen meist wiederholt für Kanal- oder Schachtarbeiten aufgerissen werden, sind mehrfach geflickte Asphaltflächen besonders häßlich. Doch mit Pflastersteinen lassen sich Löcher wieder sauber schließen. Wo neues Pflaster zu teuer ist, sind Betonsteine dem Asphalt vorzuziehen. Wenn sie mit breiten Fugen verlegt werden können, so daß Gräser und Moose dazwischen Platz finden, bleibt der Boden belebt.





Der Eingangsbereich eines Hauses sagt etwas über die Beziehung der Hauseigentümer zu ihrer Umgebung. Der Eingang kann trennend oder verbindend sein, kann Besucher hemmen oder einladen. Zunehmend begegnet die Neigung, Vorgartenzäune abzuschaffen. Sie haben ihre ursprüngliche Aufgabe, das Vieh fernzuhalten, verloren. Mauern und Zäune, die lediglich Grundstücksgrenzen markieren, sind überflüssig geworden. Darum setzt sich der Sinn für eine gemeinsame dörfliche Straßenraumgestaltung immer mehr durch. Natürlich haben alte Latenzäune um den Hausgarten weiterhin eine gestalterische und auch atmosphärische Bedeutung. Aber aller Rausch in Kunststein, Plastik und Metall sollte gemieden werden, ja konsequent verschwinden.



Unsere Fotos zeigen oben eine mögliche Eingangssituation, die zwischen Straße und Haus freundlich vermittelt. Dagegen bedeutet die Situation darunter Distanz, Steifheit und hilflose Kälte. Hier müsste der ganze Aufwand an Steinen weggeschafft werden, um einer freundlichen Offenheit Platz zu machen.

Eine verkehrsgeplagte Dorfstraße von so luxuriöser Breite derart überdimensioniert auszubauen – ohne Schutzstreifen für das dörfliche Geschäftsleben, ohne Bäume, ohne jede Behaglichkeit – ist ein arges Stück. Dabei wäre es hier so gut möglich, zwischen Fahrbahn und Fußgängerbereich einen üppigen Grünstreifen anzulegen – mit Rasen, Sträuchern und Bäumen. Stattdessen blieb zum Einkauf, für den Weg durchs Dorf, nur noch Straßen-Rand, auf den alles gedrängt wird, was den Verkehr hindert. Solche Randstreifen mahnen zur Eile: Schnell weg von hier! „Je mehr Autos, desto weniger Landschaft, je weniger Landschaft, desto weiter zum Wohnen und zur Erholung, je weiter weg zum Wohnen und zur Erholung, desto mehr Autos, je mehr Autos...“ (World Wildlife Fond)

Der Straßenraum



Diese kleine Partie an der B55 zeigt, wie selbst bei wenig Platz der Verkehr auf Distanz gehalten werden kann.



Sind Straßen wirklich nur für Autos da? Müssen sie – zur Rennpiste ausgebaut – so geradlinig ein Dorf durchschneiden? Wenn schon genügend Platz wie hier vorhanden ist, lassen sich auch Straßenräume gestalten, die das Fahren und das Gehen und selbst das Sitzen vor der Haustür miteinander versöhnen. Dorfstraßen sollten nicht langweilig und schnurgrade, erst recht nicht hektisch und tödlich sein. Wann wollen wir uns menschenfreundlichere Lösungen einfallen lassen?



Die Dorfmitte

Jedes Leben braucht eine Mitte, eine geistige Mitte und eine räumliche Mitte. Finden wir die innere Mitte in uns selbst, in Glaube und Familie, so die räumliche Mitte dort, wo wir „zuhause“ sind. Das sind die eigenen „vier Wände“, das ist aber auch das Dorf. Darum ist es wichtig, daß jedes Dorf eine Mitte hat, die durch Baum und Brunnen, Kirche und Platz, Bank und Ruhe gekennzeichnet wird.

Dem Dorf eine solche Mitte zu geben, kann nur langfristiges Ziel sein, wenn heute noch die Voraussetzungen dafür fehlen. Aber eine Zielvorstellung zu haben und diesem Ziel in kleinen Schritten entgegen zu gehen, ist immer möglich – jedem Bürger im eigenen und der Dorfgemeinschaft im gemeinsamen Bereich.

Jedes Dorf ist ein Lebensraum, dessen Qualität das Wohlbefinden aller Dorfbewohner beeinflusst. Meist bilden Kirche oder Kapelle die Dorfmitte. Deren bauliche Anlage und Einbindung prägen oft das Ortsbild. Bei einem gut gestalteten Dorfplatz stehen Kirche, Häuser, Wirtschaftsgebäude, Bäume und Straßenraum im Einklang miteinander. Wo immer sich Plätze in großen oder kleinen Dörfern anbieten, sollten sie als Stätten der Begegnung und der Ruhe gestaltet und bewahrt werden.



Checkliste

Neubauten

- Entspricht die Trauf- oder Giebelstellung der Nachbarbebauung?
 - Ist die Hausform (wenn auch modern) ortstypisch?
 - Wird der dörfliche Charakter beachtet?
 - in der Dachform (Satteldach)?
 - in der Dachneigung (etwa 45° – 48°)?
 - in der Fassadengestaltung (helle Wände, keine aufdringlichen Putzmuster, keine Klinker)?
 - Beschränkt sich die Fassade auf wenige dorftypische Materialien (Putz, Stein, Holz, Glas)?
 - Werden glatte Materialien wie Metall, Keramikfliesen, Kunststoffe, Glasbausteine, Kunststeine ausgeschlossen?
 - Stören moderne Klinkerbauten das Ortsbild?
 - Stehen die Fenster nach Proportion, Form und Lage in Beziehung zueinander?
 - Wird statt einer großen Öffnung eine Reihung von Fenstern gleichen Formats gewählt?
 - Sind die Balkone in das Haus integriert und nicht bloß angehängt?
 - Ordnen sie sich nach Gestalt und Größe dem Haus unter?
 - Übernehmen Nebengebäude und Garagen Form und Proportionen des Hauptgebäudes?
 - Wird auf Flachdächer und deren Begehbarkeit tunlichst verzichtet?
 - Lassen sich einzelne Fassaden, besonders jene mit ortsfremden Materialien, begrünen?
- Ordnen sich die Dachaufbauten dem Hauptdach unter?
 - Lassen sich liegende Dachfenster vermeiden?
 - Sind für die Neueindeckung Schiefer oder anthrazitfarbene Dachpfannen vorgesehen?
 - Bewahrt das Haus seine geringen Dachüberstände an Giebel und Traufe?
 - Bekommen Dachüberstände und Gesimse einen weißen Anstrich?
 - Bleibt das Fachwerkgefüge original erhalten?
 - Kann überdecktes Fachwerk wieder freigelegt werden?
 - Erfolgt bei Fachwerkbauten die Wärmedämmung von innen?
 - Werden die ursprünglichen Tür- und Fensterformate beachtet?
 - Entsprechen die neuen Fenster der vorhandenen Fensterteilung mit Kämpfer, Pfosten und Sprossen?
 - Wird bei Wandverschieferungen eine aufliegende weiße Fensterbekleidung gewählt, die das Fenster aus dem Grau der Wand gliedernd hervorhebt?
 - Sind notwendige neue Türen in einer handwerklichen, stilgerechten Holz Ausführung vorgesehen?
 - Finden historische Bauwerke besondere Aufmerksamkeit und Pflege? Können sie unter Denkmalschutz gestellt werden?

Erhaltung bestehender Gebäude

- Bleibt die Grundform des Bauwerks erhalten?
 - Werden Anbauten und Nebengebäude dem Wohnhaus in Dachneigung und Gestaltung angepaßt?
- Wurde der vorhandene Siedlungsgrundriß erweitert?
 - Ist er verletzt oder zerstört worden?
 - Sind die Straßenerweiterungen aus dem gegebenen Straßennetz heraus entwickelt worden?
 - Rundet Lückenbebauung die vorhandene Struktur ab?
 - Gibt es eine einheitliche Dachlandschaft?
 - Sind die Gewerbebereiche als selbständige Einheit mit guter Einbindung in die Landschaft gestaltet?
 - Wird die ortsbildprägende Bausubstanz erhalten oder wiederhergestellt?

- Gibt es gestaltete Bereiche (kleine Plätze, Straßenerweiterungen) als Stätten der Begegnung?
- Wird auch in den Neubaugebieten eine variable Raumgestaltung beachtet?
- Sind kleinere Neubaugebiete an die alte Ortslage organisch angebunden?
- Werden die Straßen durch unterschiedlichen Belag gegliedert?
- Lassen sich die Hochborde beseitigen und durch gepflasterte Rinnen (als Übergang zwischen Gehweg und Fahrbahn) ersetzen?
- Entsprechen die Straßenleuchten in Form und Größe dem dörflichen Maßstab?
- Wird der Straßenbereich durch Bäume und Sträucher gegliedert?
- Vermitteln die Vorgärten zwischen Haus und Straßenraum?
- Sind Stützmauern statt aus Kunststeinen aus Natursteinen angelegt?
- Können Gewässer als Gestaltungselement in das Dorf einbezogen werden?
- Wo ist eine Bodenversiegelung entbehrlich?
- Stören übergroße und aufdringliche Reklametafeln das Ortsbild?
- Gibt es eine Ortssatzung, die Fehlentwicklungen verhindert?
- In welchem Zustand befinden sich die Obstwiesen?
- Kann nachgepflanzt werden?
- Wo sind Buschwerk, Hecken, Bäume verschwunden?
- Können Sträucher und Hecken an Böschungen neu angelegt werden?
- Werden die Bachränder von standortgerechten Gehölzen begleitet?
- Sind die Uferbereiche bis an den Bachrand landwirtschaftlich intensiv genutzt?
- Erfolgt die chemische Behandlung der Böden bis zu den Böschungen hin? Läßt sich stattdessen ein gebührender Abstand einhalten?
- Wie steht es um die Artenvielfalt im Uferbereich?
- Hat der Bach Strecken unterschiedlicher Fließgeschwindigkeit und auch Stillwasserzonen?
- Haben die Ufer sowohl steile als auch flache Böschungen? Oder gibt es noch Kanalisierungen des Baches durch Rohre oder Betonsteinfassungen?
- Ist die weitere Dorfumgebung mit ihren Geländemulden, Ufern, Talsohlen artgerecht bewachsen?
- Oder wurde die Landschaft ausgeräumt, so daß es an Hecken, Bäumen und Sträuchern mangelt?
- Können die Böschungen und Feldbegrenzungen wieder ihre landschaftsgerechte Bepflanzung finden?
- Hat der Friedhof einen heimischen Baumbestand? Werden die Grabfelder durch Gehölze gegliedert?

Natur- und Landschaftsschutz

- Wie grenzt sich das Dorf gegenüber der offenen Landschaft ab?
- Sind die Ortseingänge durch Baumtore, Obstwiesen, Hecken oder standortgerechte Sträucher hervorgehoben?
- Welche Neuanpflanzungen empfehlen sich?
- Können die wichtigsten Straßen, die auf das Dorf zuführen, mit Obst- oder Alleebäumen gesäumt werden?

Rahmenbedingungen für den Bau und die Gestaltung eines Hauses

Die Baugenehmigung

Den Gemeinden und Kreisen wird oft vorgeworfen, alles zu genehmigen, was beantragt wird, obwohl es offensichtliche Belastungen des Ortsbildes verursache. Dieser Vorwurf besteht gegenüber den Baubehörden zu Unrecht.

In einem demokratischen Staat existiert Baufreiheit; sie wird allerdings durch Baugesetzbuch (BauGB), die Bauordnung der Länder (BauO NW) und kommunale Bauordnungen eingeschränkt. Das BauGB regelt die Nutzung der Grundstücke, beispielsweise die Einteilung in unterschiedliche Arten der Baugebiete und deren zulässige Nutzung nach Fläche, Geschößzahl und Bebauungstiefe. Die äußere Gestalt eines Gebäudes unterliegt dem Bauordnungsrecht (BauO NW). Dieses Recht regelt die Aufgaben der Bauaufsicht bei der Errichtung, Änderung, Nutzung und dem Abbruch baulicher Anlagen,

1. um Gefahren für die öffentliche Sicherheit und Ordnung abzuwehren;
2. um eine Mindestausstattung von Wohnungen und Arbeitsplätzen zu sichern, beispielsweise in hygienischer Hinsicht;
3. um bestehende Bebauungspläne einzuhalten;

Gemäß der BauO NW sind bauliche Anlagen so mit ihrer Umgebung in Einklang zu bringen, daß sie das Straßen-, Orts- und Landschaftsbild nicht verunstalten. Eine Verunstaltung liegt dann vor, so haben die Gerichte entschieden, wenn ein für ästhetische Eindrücke offener Betrachter die Gestaltung des Bauwerks in seiner Umgebung als belastend oder Unlust erregend empfindet.

Soweit örtliche Gestaltungssatzungen oder Bebauungspläne nicht anders verfügen, bedarf die Änderung eines Bauwerks durch Anstrich, Verputz, Verfüugung, Dacheindeckung, Solaranlagen, Austausch von Fenstern, Türen, Brüstungen und Außenwandverkleidungen keiner Genehmigung mehr. In der Mehrzahl der Fälle liegt die Verant-

wortung für die Bauqualität eines Hauses also beim Bauherrn selbst. Doch selbst wenn eine Gestaltungssatzung besteht, kann sie höchstens Auswüchse verhindern, eine gute Gestaltung im Detail aber kaum erreichen. Darum ist die Schulung des eigenen Urteils, etwa durch die vorliegende Broschüre, fachliche Beratung und eine Beschränkung auf ortsübliche Materialien der beste Weg zu guten Lösungen.

Neben örtlichen Gestaltungssatzungen helfen auch Denkmalsbereichssatzungen, Fehlentwicklungen im Ortsbild zu vermeiden. Deren Anliegen ist es, bedeutsamen Erscheinungsbildern von Orten, Straßen, Plätzen oder Gebäudegruppen einen besonderen Schutz zu gewähren, ohne eine Weiterentwicklung der Bebauung dadurch auszuschließen.

Bei der Aufstellung von Gestaltungssatzungen und Denkmalsbereichssatzungen stoßen Verwaltungen häufig auf den Widerstand der Bürger, die sich dadurch in ihrer baulichen Freiheit eingeschränkt glauben und eine Reglementierung nicht hinnehmen wollen. Sie übersehen dabei meistens, daß es um die Pflege ihres eigenen Lebensraumes geht.

Unsere Dörfer wären gut beraten, wenn sie Mindestfestsetzungen zum Schutz ihres Ortsbildes in einer Gestaltungssatzung festsetzen wollten. Um eine dem Ort angemessene Entwicklung zu erreichen, ist allerdings die baugeschichtliche Analyse des Ortes notwendig. Nur dadurch können die Eigenarten eines Ortes wahrgenommen werden. Eine überall im Sauerland anzustrebende Satzung findet sich auf Seite 55 vorgelegt.

Bebauung eines Grundstücks

Existiert für das zu bebauende Grundstück ein Bebauungsplan, so bestimmt dieser die Grundzüge der Bebauung. In Gebieten, für die kein Bebauungsplan vorliegt, richten sich

die Grundzüge der Bebauung nur nach der umgebenden und prägenden Bebauung. So sind die vorhandenen Gebäudehöhen, die Stellung dieser Gebäude, ihre Grundfläche und Nutzung ausschließlich für die mögliche neue Bebauung maßgebend.

Gestaltung eines Hauses

Fassade

Die Gliederung der Fassade soll den inneren Funktionen des Hauses entsprechen und diese auch baulich anzeigen.

Die Baumaterialien sind auf möglichst wenige – *landschaftstypische* – zu beschränken. Stein, Putz, Holz und Glas könnten genügen. Dringend empfiehlt sich die Verwendung jeweils nur *einer* Materialart (an Stein, Holz, Putz).

Glasierte und glänzende Materialien, zum Beispiel Metall, Keramikplatten, Kunststoffe, Glasbausteine, Kunststeine, Imitationen von Baustoffen sollten grundsätzlich vermieden werden, desgleichen Vormauersteine. Angemessen ist ein heimischer Putz in den Farben weiß bis weißgrau. Zur Verkleidung der Giebel dreiecke sind Holz (naturfarben bzw. der Dacheindeckung angepaßt) oder Schiefer richtig. Bei Giebel dreiecken an Fachwerkbauten entspricht (in manchen Orten) ein grün gestrichener Giebel mit weißer Auflattung der örtlichen Tradition.

Fenster

Grundsätzlich ist ein rechteckiges stehendes Format zu wählen. Mehrere kleine Fenster sind einer großen Öffnung vorzuziehen.

Eine Teilung der Fenster mit Kämpfer, Pfosten und Sprossen entsprechend den Proportionen alter Fenster steht jeder Hausfassade gut zu Gesicht. Alle Fenster müssen nach Proportion, Farbe und Lage einen Bezug zueinander haben und die innere Funktion des Gebäudes erahnen lassen.

Fensterläden geben dem Haus ein freundliches Aussehen. Fenstergitter sollten streng gehalten werden, die Maße des Fensters beachten und nicht mit sog. kunstgeschmiedetem Ornamentwerk über die Fensterhöhe hinausragen.

Haustüren

Eine gute Haustür ist aus Holz gearbeitet; Türen aus Kunststoff oder Metall können nur für untergeordnete Bereiche von Haus oder Nebengebäuden in Frage kommen. Ebenso sind metallene Schmuckformen zu vermeiden. Der Glasanteil einer Tür ist möglichst gering zu halten.

Balkone und Loggien

Durch Balkone darf die klare Gebäudeform eines Hauses nicht gestört werden. Sie sind dem Baukörper zu integrieren, also nicht bloß anzusetzen. Fremde Elemente, wie z.B. geschnitzte Brüstungen und Formen nach bayerischer Art, sollten vermieden werden. Die Gestaltung muß in Einklang mit der gesamten Fassade stehen. Es ist grundsätzlich richtig, Balkonbrüstungen einfach und zurückhaltend auszuführen.

Balkone nachträglich mit Glaswänden als Wintergärten auszubauen, führt durchweg zu mißlingenden Lösungen.

Erker

Im ländlichen Bereich gehören Hausvorbauten in Form von Erkern zur Ausnahme. Weder passen sie zu jeder Fassade und oft noch weniger zur Dachform des Hauses. Sie sollten möglichst einfach gehalten werden und der Gesamtgestalt des Hauses entsprechen.

Problematisch sind Anbauten oder Hauserweiterungen aus Glas. Sie wirken als Fremdkörper und lassen sich dem vorhandenen Baukörper kaum integrieren.

Dach

Im ländlichen Sauerland ist ein Satteldach zwischen 36 und 48 Grad Neigung zu wählen. Für Fachwerkgiebel empfiehlt sich immer eine Dachneigung über 45 Grad. Lediglich untergeordnete Bauteile können eine andere Dachform erhalten.

Sofern der Bebauungsplan die Firstrichtung des Hauses nicht festlegt, ist in der Regel die Ausrichtung der Nachbarhäuser zu übernehmen.

Die Dachhaut sollte mit schwarzem bis dunkelgrauem, allenfalls dunkelbraunem, nicht glasiertem Material gedeckt werden. Wellplatten sind zu vermeiden.

Dachgauben und Dacheinschnitte

Dachgauben dürfen in der Summe ihrer Außenbreite je Hausseite maximal die Hälfte der zugehörigen Hausbreite betragen. Die Unterkante der Dachgauben und Dachein-

schnitte soll von der Traufkante mindestens 0,5 m entfernt sein; die Oberkante von Dachgauben und Dacheinschnitten soll mindestens 1,0 m tiefer liegen als der Dachfirst. Der seitliche Abstand der Dachgauben und Dacheinschnitte zur Giebelwand hin darf 1,5 m nicht unterschreiten.

Da Dachflächenfenster die Geschlossenheit des Daches störend aufbrechen, sollten sie auf ein notwendiges Minimum beschränkt bleiben. Kleine Formate sind grundsätzlich vorzuziehen.

Vorschlag für eine Gestaltungssatzung

Der folgende Text wird den Städten und Gemeinden für Neubaugebiete ebenso wie für bebaute Bereiche generell empfohlen. Es handelt sich um Minimalforderungen, die unsere Landschaft, unsere Dörfer und Städte vor groben Mißgestaltungen bewahren können und allen Bauwilligen helfen, allzu belastende Fehler zu vermeiden.

Darum wäre es außerordentlich begrüßenswert, wenn diese Satzung Grundlage für die örtlichen Parlamente zur Entscheidungsfindung würde.

Dächer

Es sind allein Satteldächer zulässig.

Dachflächen dürfen nur im gleichen Neigungswinkel von 30 bis 48 Grad ausgebildet werden.

Die Dachhaut ist mit schwarzem bis dunkelgrauem, nichtglasiertem Material zu decken.

Firstrichtung

Die Firstrichtung hat sich nach der angrenzenden Bebauung zu richten, bzw. in Neubaugebieten nach der planerischen Gesamtkonzeption. In der Regel bietet sich die Festsetzung einer Hauptfirstrichtung parallel zu den Höhenlinien an.

Dachaufbauten

Dachaufbauten sind bis zu einer Gesamtlänge der halben der darunterliegenden Trauflänge zulässig. Der Abstand der Dachaufbauten von den Giebelwänden muß mindestens 1,5 m betragen.

Außenwände

Für die Gebäudeaußenwände sind nur folgende Materialien und Farben zulässig:

- Putz, weiß bis weißgrau;
- Vormauerstein, weißgeschlämmt oder weißstrukturiert.

Glasierte und glänzende Materialien sind für die Außenwandgestaltung unzulässig.

Für die Verkleidung der Giebeldreiecke sind Holz, naturfarben oder gemäß der Dacheindeckung dunkel gestrichen, bzw. Schiefer oder Schieferersatz zulässig. Giebeldreiecke an Fachwerkbauten können schwarz oder grün gehalten werden, evtl. mit weißer Auflattung.

Einfriedung

Zulässig sind Hecken und Holzzäune in senkrechter Latung. Andere Einfriedungen sind unzulässig.

Inhalt

Hier geht es um die Kunst, sehen zu lernen!	3
Das Haus und seine Gestaltung	5
Die Materialwahl	6
Der Haussockel	8
Die Fachwerkwand	9
Putz und Farbe	11
Die Schieferwand	12
Die Tür	14
Die Fenster	17
Das Dach	20
Dachlandschaften	22
Balkone	24
Garagen und Nebengebäude	25
Mauern und Zäune	28
Bäume	30
Gewerbe- und landwirtschaftliche Zweckbauten	32
Der öffentliche Raum	34
Ist das alte Dorf an sein Ende gekommen?	35
Das neue Dorf – eine noch nicht gelöste Aufgabe	37
Das Dorf in der Landschaft	39
Ortseingänge	40
Wegränder und Hecken	41
Bachläufe und Teiche	42
Die Baugestaltung des Dorfes	43
Verdorbene Architektur	43
Vorgarten und Straße	45
Der Straßenraum	48
Die Dorfmitte	50
Checkliste	51
Rahmenbedingungen für den Bau und die Gestaltung eines Hauses	53
Vorschlag für eine Gestaltungssatzung	55

